

Hildegunde Wöller

Das wieder eröffnete Paradies

Weihnachtliche Gespräche unter Freunden



Opus Magnum 2004
Alle Rechte bei der Autorin

Erstmals erschienen Stuttgart: Kreuz 1989

Inhalt

DATEN ZUR AUTORIN	3
DAS ERTRÄUMTE FEST.....	4
WINTERSONNENWENDE, NACHT HAT NUN EIN ENDE.....	5
DER HEILIGE ABEND	5
GESCHICHTEN, GEGEN DEN TOD ERZÄHLT	5
DER BAUM MIT HIMMLISCHEM FEUER	7
DIE GEISTIGE UNABHÄNGIGKEIT DER JUNGFRAU.....	9
FRAU MARIA - PROPHETIN EINES NEUEN ZEITALTERS	12
DAS LICHTKIND DER HEILIGEN NACHT	19
DAS WIEDER ERÖFFNETE PARADIES	29
DER ZWEITE WEIHNACHTSTAG	29
SEHNSUCHT NACH HEIMISCHEN GÄRTEN	29
DAS KIND IN UNS	35
GEFÄHRTEN FINDEN.....	42
EINZUG GOTTES IN DEN MENSCHEN.....	50
28. DEZEMBER	50
SCHENKEN ZWISCHEN GEBEN UND NEHMEN	50
WIE HIRTEN SEHEN UND TUN.....	52
KRAFT UND WIRKUNG DER ENGEL	56
NEUE WEGE UNTER DEM STERN.....	64
6. JANUAR	64
DER STERN - DAS AUGE DER LIEBE	64
BEFREIT ZUR SELBSTBESTIMMUNG.....	67
IN FREUDE GEKLEIDET	71
OFFENBARE UND DOCH GEHEIME KUNDE	75
ANMERKUNGEN	80

Daten zur Autorin

Hildegunde Wöller (geb. 1938)

Evangelische Theologin

Von 1977 bis 2000 Lektorin im Kreuz Verlag Stuttgart

Von 1963 bis 1969 war sie in der kirchlichen Rundfunkarbeit und im Sender Freies Berlin

Freiberufliche Tätigkeit in Publizistik und Erwachsenenbildung

Veröffentlichungen im Bereich christlicher Glaube, feministische Theologie, Tiefenpsychologie

Das erträumte Fest

{1} Weihnachten hat wohl für jeden etwas von dem, was Ernst Bloch meinte: »... das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.«(Anm. 1) Da gibt es eine Erinnerung an Augenblicke von seliger Freude, als die Tür zum Weihnachtszimmer aufging, die Lichter am Baum brannten, es duftete nach Tannengrün und Gebäck, auf den Gabentischen lagen die wundervollen Geschenke, die man gleich anschauen durfte, aber die Familie versammelte sich zunächst einmal, um die Lieder zu singen, die zum Weihnachtsfest gehören. Kein Vers passte besser zu diesem Augenblick als der: »Heut schließt er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis.«

{2} Das war einmal. Jedes weitere Fest ist so etwas wie Erinnerung an diese Kindheitsaugenblicke. Aber Erinnerungen genügen nicht. Es müsste ein Weihnachtsfest für Erwachsene geben, eine Art zu feiern, die dem Ausdruck verleiht, was die Geburt Christi bedeutet. Jedenfalls für solche, die keine Kinder haben, für die sie das Fest gestalten.

{3} Es liegt wohl an dem allgemein bekannten Stress der Vorweihnachtszeit auf der einen, an der ebenso verbreiteten Weihnachtsdepression auf der anderen Seite, dass es mir bisher nicht gelungen ist, ein Weihnachtsfest einmal so zu gestalten, dass es meinen Vorstellungen entspricht. In vielen Jahren empfand ich es lediglich als meine Aufgabe, an Weihnachten bei solchen Leuten zu sein, die sich vor diesem Fest eher fürchteten, eben weil es für sie nur Erinnerung an Kindheitserlebnisse ist, die sie meinen verloren zu haben.

{4} Nun habe ich mir ein Weihnachtsfest ausgedacht, wie ich es gern begehen würde, ein Fest mit guten Freundinnen und Freunden, mit denen mich viel verbindet, die aber in Wirklichkeit zu einer gemeinsamen Feier kaum zusammenfinden könnten, weil auch sie anderweitige Verpflichtungen haben um diese Zeit. In meiner Fantasie aber kann ich sie alle von nah und fern versammeln. Sie sind auch, da bin ich ganz sicher, sehr bereit, auf meinen Vorschlag einzugehen, Weihnachten einmal ganz anders zu begehen, als es in den Familien üblich ist. Da soll es wohl einen glitzernden Weihnachtsbaum geben, wohl auch etwas zu essen und zu trinken, aber das ist nicht das Wichtigste. Der wesentliche Inhalt unserer Feier soll sein, dass jeder von dem erzählt, was ihm an der Weihnachtsbotschaft wichtig ist.

{5} Bei unserem Vorgespräch zu diesem Fest stellte sich bald heraus, dass alle Vierzehn sich darauf freuten und auch gern etwas zu unserem Gespräch beitragen wollten. Ein Abend, selbst eine Nacht würde nicht einmal ausreichen. So verabredeten wir vier lange Abende während der zwölf heiligen Nächte. Was da mitgeteilt und erzählt wurde, habe ich auf den folgenden Seiten wiedergegeben.

Wintersonnenwende, Nacht hat nun ein Ende

Der Heilige Abend

{6} Da uns ein großes Haus mit vielen verschiedenen Räumen zur Verfügung stand, hatten wir beschlossen, den Heiligen Abend im Keller zu feiern. In der Nacht, in einer Höhle wurde Jesus geboren. Höhlen sind die ursprünglichen Behausungen des Menschen und waren es noch zur Zeit Jesu in Nazaret wie in Bethlehem, jedenfalls für alle Armen. Auch für Tiere gab es selbstverständlich keine Ställe aus Holz, sondern sie wurden in ebenerdigen Höhlen untergestellt, die durch niedrige Steinmauern abgeschlossen waren. Natürliche Höhlen auszubauen und zu erweitern, das war der Beruf Josefs; nicht der eines Zimmermanns, der mit Holz arbeitet, denn Holz war eine seltene Kostbarkeit in Palästina, das nur Wohlhabende importieren konnten.

{7} Unser Keller war nicht aus gewachsenem Fels, hatte aber eine alte Gewölbedecke. Da lag Wein auf den Regalen, da dufteten Äpfel, und es roch ein wenig nach feuchtem Stein. Die Holzbänke hatten wir mit Sitzpolstern bequem gemacht, und unser Weihnachtsbaum nahm sich auf einem alten Fass unter der niedrigen Decke recht gut aus. Ein paar Kerzen auf den Tischen gaben genügend Helligkeit.

{8} Ingo, der Belesene - er ist ein skeptischer Mann und hat bei allem, was er erzählt, die Neigung, etwas Schauriges einzuflechten -, eröffnete die Gesprächsrunde.

Geschichten, gegen den Tod erzählt

{9} »Im Grunde«, sagte ein Bekannter einmal zu mir, »ist alle Literatur ein Kampf gegen den Tod.« Ich fand diese Bemerkung überspitzt. Je länger ich aber darüber nachdachte, umso mehr leuchtete sie mir ein.

{10} Wo man einander Geschichten erzählt, dauert das Leben an, ja es entfaltet sich selbst in der Erzählung. Das Ende einer Geschichte hat immer etwas vom Hauch des Todes an sich. Darum hat die berühmte Erzählerin gegen den Tod, Scheherezade, in ihre Märchen immer wieder den Beginn eines neuen eingeflochten, sodass die Spannung ihres mordlustigen Ehegemahls durch 1001 Nächte immer neu geweckt wurde. Solange sie den Faden ihrer Erzählung weiterspinnen konnte, blieb Scheherezade selbst am Leben. Und indem sie erzählte, bekehrte sie den zum Mord an seiner und an allen Frauen entschlossenen König. Er wurde weise.

{11} Menschliches Leben spiegelt sich in Geschichten. Und wo jemand meint, das Leben sei zu Ende, braucht nur einer anzuheben und eine Geschichte zu erzählen, dann beginnt es neu und geht weiter. Das gleiche Modell, das den Märchen von 1001 Nacht zu Grunde liegt, wiederholt sich in der Weltliteratur immer wieder. Das Dekameron zum Beispiel, jene Sammlung humorvoll-erotischer Geschichten, ist der Pestseuche abgetrotzt. In der Rahmenerzählung schildert Boccaccio, wie einige junge Männer und Frauen sich in ein Schloss auf dem Lande flüchten, möglichst weit weg vom pestverseuchten Florenz des Jahres 1348. Um an den Schrecken nicht denken zu müssen, versammeln sie sich täglich und erzählen einander Geschichten. Solange sie es tun, lacht ihnen das Leben.

{12} Ein vergleichbares Beispiel ist »Das Wirtshaus im Spessart«, eine Märchensammlung von Wilhelm Hauff. Einige Reisende trafen einander nachts im Wald des Spessart, suchten Unterkunft in einem Wirtshaus, und bald kam ihnen der Verdacht, in eine Räuberhöhle geraten

zu sein. Sie versammelten sich in einer Kammer und beschlossen, die bedrohliche Nacht gemeinsam zu bestehen. Um wach zu bleiben, erzählten sie einander Märchen.

{13} Man soll sogar so erzählen, dass man andere weckt, auch sich selbst. Von einem gelähmten chassidischen Rabbi jedenfalls wird berichtet, der seinen Schülern erzählen wollte, wie mitreißend der heilige Tanz eines anderen Rabbi gewesen sei. So eifrig erzählte er, dass er, um es ihnen nur ganz deutlich zu machen, selbst zu tanzen anfing.

{14} Das Gegenbild dazu sind Gestalten, die nicht sterben können, ehe sie nicht ihre Geschichte weitergegeben haben. Da ist zum Beispiel König Amfortas, dessen Wunde blutet und schmerzt und der doch weiterleben muss, bis endlich der Erlöser kommt, der ihn nach der Ursache, nach der Geschichte seiner Wunde fragt. Als Parzifal endlich die entscheidende Frage stellt, darf Amfortas seine Verantwortung und damit seine Königsherrschaft abgeben. In dieser Sage ist etwas enthalten von der Last der Träger mündlicher Überlieferung früherer Generationen. Sie durften nicht sterben, ohne der jungen Generation ihre Erfahrung und das Wissen der Früheren, gesammelt in einem Schatz von Geschichten und Liedern, übermittelt zu haben. So manche schriftliche Aufzeichnung verdanken wir dieser Verantwortung. Dem Stein, dem Papier wurde anvertraut, was in Zeiten des Untergangs kein offenes Ohr fand.

{15} Aus der umzingelten Stadt Jerusalem ließ sich im Jahre 70 nach Christus Jochanan Ben Sakkai im Sarg hinaustragen und erbat sich von den siegreichen Römern die Erlaubnis, eine Schule der jüdischen Lehre zu gründen. Mit ihm, so die Legende, begann die Sammlung und Aufzeichnung der mündlichen rabbinischen Überlieferung.

{16} In unseren Tagen brach Elsa Sophia von Kamphoevener ihr einst gegebenes Versprechen, die Märchen alttürkischer Nomaden nie schriftlich festzuhalten. Sie rettete sie vor dem Vergessen und schenkte uns die Märchensammlung »An Nachtfeuern der Karawan-Serail«.

{17} Ein orientalischer Fürst verbrachte seine Tage in Schwermut. Sein einziger Sohn war ihm geraubt worden. Man hatte ihm vorhergesagt, an einem Jahrestag der Entführung werde sein Sohn wiederkehren. So veranstaltete der Fürst jährlich ein Fest, schmückte den Palast, erleuchtete ihn, lud Gäste ein und ließ zwölf Sklaven frei. Diese bedankten sich mit Geschichtenerzählen. An einem dieser Feste erzählte ein schöner junger Sklave, den der Fürst erst vor Tagen gekauft hatte, seine Lebensgeschichte, und es stellte sich heraus, dass er der Sohn des Fürsten war.

{18} Dies, so scheint mir, ist eine sehr tiefsinnige Weihnachtsgeschichte. Sie stammt von Wilhelm Hauff. Ob wir uns nun mit dem schwermütigen Fürsten oder mit dem in die Fremde verkauften Sohn identifizieren, Weihnachten ist jedenfalls dann, wenn sie einander wieder finden. Und Advent heißt, wie der Fürst zu handeln und wenigstens einmal im Jahr sich aus der Schwermut zu einem Fest aufzuraffen, auch wenn die Ankunft des Vermissten nicht gesichert ist. Wir besitzen wohl manchmal etwas, ohne zu wissen, dass es eben das ist, was wir ersehnen. Im Erzählen und Hören wird unser Leben gedeutet und erneuert, bekommt es den Glanz des seligen Festes.

{19} Zu meinen Gästen zählten sieben Frauen und sieben Männer. Wie immer bei einer gemischten Zusammensetzung melden sich Frauen nicht als erste zu Wort. Wir waren auch alle sehr einverstanden, dass nun Johannes sich anschließen wollte, unser immer heiterer und zu

Scherzen aufgelegter Freund. Er erhob sein Glas, um auf das Wohl unseres Weihnachtsbaumes zu trinken, und wir schlossen uns ihm gern an.

Der Baum mit himmlischem Feuer

{20} Alljährlich hält er wieder Einzug in unsere Kirchen und in unsere Wohnzimmer. Frischer Tannenduft durchweht die Räume, seine Zweige glitzern von Schmuck, und wenn die Kerzen brennen, zieht Sehnsucht durch unser Gemüt, süße und schmerzhaftige Erinnerungen an Kindertage werden wach, und die vertrauten Weihnachtslieder drängen sich fast von selbst auf die Lippen. Zwar sagt man uns, dass der Weihnachtsbaum erst im 17. Jahrhundert hier zu Lande heimisch wurde, für uns aber ist es doch so, als sei er schon immer da gewesen. Da uns in diesen Jahren deutlicher denn je zuvor bewusst geworden ist, wie wertvoll gesunde grüne Bäume sind und wie eng das Wohlergehen der Wälder mit dem der Menschen zusammenhängt, gibt es Grund genug, auch unseren Weihnachtsbaum besonders aufmerksam zu betrachten. Er kann mehr sein als Dekoration, mehr auch als ein Auslöser sentimentaler Anwandlungen.

{21} Ich habe lange gebraucht, bis mir aufging, dass das Glitzerkleid unseres Weihnachtsbaumes aus Kerzen, Lametta und bunten Kugeln den Sternenhimmel darstellt. Das Flimmern der fernen Sternfeuer des Himmels ist über die grünen Zweige gebreitet, als habe sich der Himmel auf die Erde gesenkt.

{22} Das Gedicht von Joseph von Eichendorff »Mondnacht« beginnt mit den Zeilen: »Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküsst, dass sie im Blütenschimmer von ihm nun träumen müsst.« Der Weihnachtsbaum träumt im Kerzenschimmer vom Himmel und lädt auch uns zum Träumen ein von einer neuen Verbindung zwischen Himmel und Erde.

{23} Der 24. Dezember heißt nach alter Tradition auch »der Geburtstag von Adam und Eva«. Die roten Kugeln an unserem Baum, früher hängte man oft auch vergoldete Äpfel in die Zweige, symbolisieren die Früchte am Baum des Lebens im Paradies. Damit sie davon nicht essen und ewig leben, wurden Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben. In einem Weihnachtslied aber heißt es: »Heut schließt er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis, der Cherub steht nicht mehr dafür, Gott sei Lob, Ehr und Preis!« (Anm. 2) Wenn ich als Kind am Heiligen Abend ins Weihnachtszimmer eintreten durfte, war dieser Augenblick für mich mit diesem Lied verbunden. Wir spielen an Weihnachten die Rückkehr ins Paradies. Der Baum des Lebens ist zugänglich. In vielen Familien ist es üblich, Süßigkeiten an den Baum zu hängen, die man pflücken und essen darf.

{24} Der junge Baum, aus der Erde gewachsen, trägt das funkelnde Kleid des Himmels - Bild einer Vermählung. Viele Schöpfungsmythen stellen sich den Beginn der Welt wie eine Vermählung zwischen dem Himmels-Geist-Vater und der Erdmutter vor. Und was die Naturwissenschaft uns über den Anfang des Lebens auf der Erde erzählt, hört sich nicht viel anders an als ein Mythos: Wie da das ultraviolette Licht aus dem Weltraum, noch von keiner Atmosphäre gefiltert, das Urmeer bestrahlte und Blitze von Urgewittern die Moleküle zusammenschweißten - das müssen heftige, energiegeladene Prozesse gewesen sein. Viele Menschen neigen heute dazu, sich Gott als kosmische Energie vorzustellen. Es entspricht uns modernen Menschen darum durchaus, elektrische Kerzen auf den Weihnachtsbaum zu stecken an Stelle von Stearin- oder Wachskerzen. Die Elektrizität ist eine Form der überall im Weltraum wirkenden Energie. Was nun aber den Weihnachtsbaum auszeichnet, ist, dass er nicht von

kosmischen Urgewittern erzählt, sondern von einer sanften Vermählung zwischen Himmel und Erde.

{25} Die Flamme zerstört den Baum nicht, das Feuer verzehrt ihn nicht. Eine Neuschöpfung ist hier gemeint, die nicht mit Gewalt, sondern mit gebändigtem Feuer beginnt. Der Weihnachtsbaum ist entzündet, doch wie von Liebe. Er vermag das himmlische Feuer zu tragen. »Den aller Welt Kreis nie beschloss, der liegt in Marien Schoß.« Während sie in einer Höhle, im Schoß der Erde, den Sohn gebiert, sehen die Hirten ein Licht vom Himmel und hören: »Dieser ist der Christus, der Bringer eines neuen Zeitalters.« - »Es wird«, so prophezeite Jesaja, »ein Zweig aufsprossen von dem Stamm Isais und ein junger Baum aus seiner Wurzel Frucht bringen; auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn« (Jesaja 11,1 f.). Isai ist der Vater Davids, darum heißt Jesus auch der Davidssohn. Auf ihm, dem jungen Baum, ruht der Geist des Herrn, die Sternenkraft.

{26} Das Licht, das am Weihnachtsbaum aufglänzt, ist sichtbar werdende Schöpfungsenergie. Sie ist immer gegenwärtig; kein Baum, keine Pflanze lebte ohne Sonnenlicht, das durch Fotosynthese in Kohlenstoff verwandelt wird, die Substanz aller lebenden Zellen. Der Weihnachtsbaum macht dem menschlichen Auge sichtbar, was das Geheimnis des Lebens ist. Was immer schon ist, nur verborgen, tritt ins Bewusstsein. Das ist Offenbarung. Die Weisheit, mit der Gott die Welt schuf, offenbart sich im Buch Jesus Sirach, Kapitel 24: »Vor aller Zeit, von Anfang an hat er mich geschaffen, und in Ewigkeit werde ich kein Ende nehmen. Ich schlug Wurzeln in dem gepriesenen Volke, im Erbteil des Herrn, inmitten seines Eigentums. Wie eine Zeder auf dem Libanon wuchs ich in die Höhe, wie eine Zypresse auf den Bergen des Hermon. Wie eine Terebinthe breitete ich meine Wurzeln aus, und meine Zweige waren voll Pracht und Anmut; wie ein Weinstock spross ich lieblich auf, und meine Triebe waren voll Schönheit und Reichtum. Ich bin die Mutter der edeln Liebe, der Furcht, der Erkenntnis und der heiligen Hoffnung. Kommet her zu mir, die ihr meiner begehrt, und sättigt euch an meinen Früchten!« Wenn von Jesus gesagt wird: »Das Kindlein aber wuchs und wurde stark, indem es mit Weisheit erfüllt wurde, und die Gnade Gottes war auf ihm« (Lukas 2,40), ist gemeint, dass diese Weisheit in ihm wohnt.

{27} Die Weisheit - ein Früchtebaum, Jesus - ein junger Baum. Seit jeher hat die Menschheit, was ihr heilig war, im Bild eines Baumes dargestellt. Schon immer auch ist der Baum ein Symbol für den Menschen. Geboren im Schoß der Erde, wächst er hinauf zum Licht. Er fasst Mut, seine Zweige auszubreiten, er setzt Blüten an, die wie Abbilder der Sterne des Himmels sind, trägt Früchte und gibt sie weiter. Wachsen, Gedeihen und Absterben des Baumes sind ein Abbild des menschlichen Lebens.

{28} Der Weihnachtsbaum, so schön er immer ist, ist ein schon abgeschlagener, ein sterbender Baum. In seinem Tod werden ihm Früchte verliehen, die er aus eigener Kraft nicht hervorbringen könnte, himmlische Früchte. So werden auch beim Menschen geistige Früchte mit dem Opfer natürlicher Lebenskraft erworben. Um die geistige, die Leben erneuernde Kraft zu stärken, opferte man im Orient junge grüne Bäume. Auf diesen Brauch spielt Jesus an, als er auf dem Weg zum Kreuz den klagenden Frauen von Jerusalem zuruft: »Wenn dies am grünen Holz geschieht - was soll am dürren geschehen?« Der eigentliche Lebensbaum des Christentums ist das Kreuz, das tote Holz, über dem zugleich das Licht der Auferstehung aufleuchtet, ein Licht von geistiger, schöpferischer Energie, dem selbst der Tod weichen muss. Auf dieses Licht, das

von woanders her in unsere Welt hineinstrahlt, weisen bereits die Kerzen am Weihnachtsbaum hin. Wenn unser Weihnachtsbaum schon ein geopferter Baum ist, geopfert, damit wir Weihnachten feiern können, dann sollte sein Lichterschein uns auch daran erinnern, dass es der zur Liebe bereite Mensch ist, dem der Heilige Geist gegeben werden soll. Geist, der befähigt und beauftragt, gerade auch Hüter der grünen Bäume zu sein, um ihrer und um seinetwillen.

{29} Sabine, die zart und zerbrechlich Wirkende unter uns, scheint doch wie von einem inneren Feuer zu brennen. Ich hatte schon öfter Grund, meine Meinung, sie sei schutzbedürftig, zu revidieren. Sie ist in Wirklichkeit eine leidenschaftliche, kraftvolle Frau, die mit großer innerer Konzentration spricht. Sie stand auf, als sie das Wort nahm.

Die geistige Unabhängigkeit der Jungfrau

{30} “Empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria« - so heißt es im Apostolischen Glaubensbekenntnis, das allen christlichen Konfessionen gemeinsam ist. Aber ich kenne viele, die sagen: Das mit der Jungfrauengeburt, das kann ich nicht glauben. Sie widerspricht einfach zu sehr ihren Kenntnissen von den Vorgängen bei Zeugung, Empfängnis und Geburt, als dass sie akzeptieren könnten, was von Maria geglaubt wird, dass sie bei der Empfängnis und bei der Geburt Jungfrau blieb. Viele christliche Zeitgenossen stoßen sich nicht an der Vorstellung, Jesus könnte auf ganz natürliche Weise geboren worden sein; ihr Glaube an Christus, sagen sie, werde dadurch nicht gemindert. In solchen Gesprächen über die Jungfrauengeburt und andere ähnliche Glaubenthemen gewinne ich immer die Überzeugung, dass Kirche und Theologie selbst einen erheblichen Teil Schuld daran haben, dass solche Reaktionen kommen.

{31} Zunächst eine Rückfrage: Was versteht ihr unter Jungfrauengeburt? Versteht ihr darunter nichts als eine nichtsexuelle Empfängnis und Entbindung? Ich kann mir denken, dass viele diese Frage bejahen würden, zumal die Kirche dies ja auch unterstreicht: Es geschah an Maria ein leibliches Wunder. Immer aber, wenn wir von etwas sagen, es sei »nichts als«, haben wir etwas Größeres vermindert, es reduziert. Und durch diese Minderung, diese Reduktion haben wir bereits etwas Großes verloren, der verbleibende Rest wird bedeutungslos. Wenn einer etwa sagt: Liebe ist nichts als Sex, ist das auch so eine Reduzierung, und ein weiteres Gespräch über die Liebe ist damit beinahe sinnlos.

{32} Bei der Frage nach der Jungfrauengeburt ist ein Blick in die Religionsgeschichte nötig, denn sie ist ein Motiv aus den Mythen fast aller Völker und Religionen, vom Mittelmeer bis zum Himalaja. Der göttliche Held wird auf wundersame Weise von einer Jungfrau geboren. Das Kind ist von Geburt an mit heilbringenden Kräften ausgestattet, gegen die keine böse Macht etwas ausrichten kann. Meistens wird seine jungfräuliche Mutter bereits während der Schwangerschaft verfolgt, eingesperrt oder in der Wüste ausgesetzt, und nur das Eingreifen von Engeln oder anderen wunderbaren Helfern rettet sie vor dem Tod. Bei der Geburt selbst aber feiert die ganze umgebende Schöpfung mit: Es wird Frühling mitten im Winter, oder es entspringen Quellen und gedeihen Bäume mitten in der Wüste. Mit der Geburt dieses besonderen Kindes beginnt eine Zeit des Heils, des Friedens, des erneuerten Lebens.

{33} Mythen dieser Art waren den Menschen in alttestamentlicher und neutestamentlicher Zeit wohl bekannt. Dabei ist zu beachten, dass das Alte Testament in vielen Variationen einen Gegentyp zu diesem Mythos erzählt: Da ist es nicht eine Jungfrau, die unter Gefahr und Verfolgung ein göttliches Kind bekommt, sondern da sind es alte, bisher unfruchtbare Ehefrauen,

denen schließlich doch noch ein Sohn verheißen wird: Sara, die Frau Abrahams, bekommt im Alter den Isaak, die Frau des Manoah bekommt den Simson, die lange unfruchtbare Hannah bekommt den späteren Priester Samuel. Noch im Neuen Testament klingt dieses Motiv an bei der Verheißung des Sohnes Johannes, der später der Täufer war, an seine alten Eltern Zacharias und Elisabeth. An alten, unfruchtbaren Frauen also wird im Alten Testament durch göttliches Eingreifen ein Wunder bewirkt, und ihr Sohn ist dann ein ganz Besonderer, der Außerordentliches wirkt durch die Begnadung Gottes.

{34} Auf diesem Hintergrund ist es erstaunlich, dass das Neue Testament gerade nicht an dieses alttestamentliche Motiv anknüpft, sondern das junge Mädchen Maria, die Jungfrau, als die Auserkorene schildert. Es knüpft damit an die Mythen an, die in Ägypten, Griechenland und Persien lebendig waren und festlich begangen wurden, denn jeder Mythos ist verwurzelt in einem religiösen Kult. Doch selbstverständlich: Keiner von diesen mythischen göttlichen Helden war ein wirklicher Mensch, auch wenn manche Könige und Kaiser sich als solche feiern ließen.

{35} Das Christentum aber verkündet nun: Dieser Heilbringer, dieser Gottmensch ist in Jesus Christus wirklicher Mensch geworden, tatsächlich geboren. Und damit stoßen wir nun auf unser Problem. Im Mythos ist die natürlich-sexuelle Komponente einer Jungfrauengeburt kein Problem, er wird ja als festliches Ritual begangen, im geistig-seelischen Bereich also. Wird aber nun die reale Menschwerdung Gottes in Jesus verkündet und mit dem Mythos der Jungfrauengeburt verknüpft, dann taucht die Frage auf: Wie ist das denn nun wirklich geschehen? Nun, die Kirche hat von jeher, ich möchte fast sagen tapfer, dieses Problem in den Glauben ans Wunder überführt. Jawohl, lehrte sie, wie es ein Wunder ist, dass Gott Mensch wurde, so kann auch das Wunder geschehen, dass eine Jungfrau schwanger wird. Das eine Wunder wird durch das andere anschaulich. Wer die Jungfrauengeburt nicht glauben kann, wie soll der dann das noch viel Unfasslichere glauben, dass Gott Mensch wird? Dies hat bis heute seinen Sinn: Wer sagt, das mit der Jungfrauengeburt könne er nicht glauben, lässt dabei meistens aus, was direkt davor steht: empfangen durch den Heiligen Geist. Für den rational denkenden Zeitgenossen ist der Heilige Geist nur meistens keine fassbare Wirklichkeit, mit der er rechnet.

{36} Trotzdem protestieren die meisten gegen die Jungfrauengeburt weniger aus solchen theologischen Gründen als vielmehr wegen der Wirkung dieses Glaubensthemas in der Frömmigkeitsgeschichte. Die Jungfräulichkeit Marias bekam ja längst einen erweiterten Sinn, sie bedeutet Keuschheit, Unberührtheit, Unbeflecktheit von Sexualität. Maria beschämt damit alle Frauen und Männer, die auf natürliche Weise gezeugt, empfangen und geboren wurden und selbst geschlechtliche Wesen sind. Seit durch Maria die Keuschheit zur Tugend eines Gläubigen erhoben wurde, fühlt sich jede Frau, jeder Mann als Sünder, als schon in Sünden empfangen und geboren und selbst unweigerlich unrein. An Maria reicht niemand heran. Wieviel Angst, wie viele Schuldgefühle bei frommen Frauen und Männern dadurch erzeugt wurden, lässt sich nicht aufzählen. Wie viel Diskriminierung und wie viel unbarmherzige Verurteilung im Namen der Jungfrau Maria geschehen sind, ebenso wenig. Mit ihr, der Reinen und Keuschen, wurde die Strafe mit Hölle und Verdammnis für Millionen begründet, die - auf welche Weise auch immer - ihre Geschlechtlichkeit nicht in den vorgeschriebenen Bahnen leben konnten. Der Protest gegen die Jungfrauengeburt ist darum letztlich Widerspruch gegen eine Kirche, die bis heute zur geschlechtlichen Liebe zwischen Mann und Frau nur ein außerordentlich eingeschränktes Ja zu sagen bereit ist. Die moralisierende Auslegung der Jungfräulichkeit Marias geht am Sinn der Jungfrauengeburt vorbei, entstellt ihn sogar. Denn die Jungfrauengeburt ist ein Symbol.

{37} Gerade Frauen, die unter dem überlieferten Marienbild besonders viel zu leiden hatten, haben in jüngster Zeit eine völlig neue Fantasie an das Symbol von der Jungfrauengeburt geknüpft: Ich erwähnte schon, dass es Aufmerksamkeit verdient, wie das Neue Testament ausdrücklich nicht eine alte Unfruchtbare, sondern eine Jungfrau, ein junges Mädchen als die Begnadete schildert und das Christentum damit an Mythen anknüpft, die überall auf der Erde zu finden sind. Der Heilbringer kommt als Kind einer jungen Frau auf die Welt, die vom Geist befruchtet wurde. Religionswissenschaftler sind davon überzeugt, dass in diesen Mythen Erinnerungen an eine vorgeschichtliche Zeit lebendig werden, die man die matriachale nennt und in der alles Leben, alles Gute, alles Heil von weiblichen Göttinnen erwartet wurde. (Anm. 3) Auch im Christentum wird die Geburt Jesu mit der Rückkehr ins Paradies in Zusammenhang gebracht. Das Neue ist zugleich die Wiederbringung einer früheren, besseren Zeit. Und es kommt durch eine Frau und ihr Kind zu uns. Weibliche Gottheiten wurden immer in zwei oder drei Gestalten verehrt, von denen eine als Jungfrau, als Symbolgestalt für Frühling, für erneuertes Leben, für schöpferischen Neuanfang gepriesen wurde.

{38} Alle diese Motive tauchen nun in der Jungfrauengeburt Jesu wieder auf. Man könnte geradezu sagen: Im betonten Gegensatz zum Alten Testament, das bekanntlich alle weiblichen Gottheiten des Orients heftig bekämpfte, verkündet das Neue Testament eine Versöhnung, eine Wiederanknüpfung an das Weibliche, das Träger des Geistes wird. Trotz aller Bedenken der Theologen ist die Marienverehrung zu allen Zeiten der Kirchengeschichte lebendiger gewesen, als die biblische Geschichte eigentlich begründet. Die uralte Verehrung weiblicher Gottheiten hat in Maria einen christlichen Inhalt gefunden. Wir Frauen gewinnen heute gerade durch Maria neues Selbstvertrauen: In ihr ist das Weibliche wieder zum Symbol für Kreativität, für Neuanfang, für Inspiration geworden, statt länger als Symbol der Sünde zu gelten.

{39} Ich möchte noch eine weitere Fantasie anknüpfen. Welchen Sinn könnte Jungfräulichkeit denn für mich, für jeden Mann und jede Frau heute haben, wenn wir sie symbolisch verstehen? Als ich darüber nachsann, fiel mir auf, dass die Gegenfigur zur biblischen Maria Herodes ist, der den betlehemitischen Kindermord anordnete. Von diesem König wissen Historiker zu berichten, dass er auch seine eigenen Söhne ermorden ließ, damit sie ihm seine Macht nicht streitig machen konnten. Die Frage an uns wäre nun, ob wir mit einem Denken verheiratet sind, wie Herodes es repräsentiert, oder ob es uns gelingt, demgegenüber jungfräulich zu bleiben. Jungfräulich, das bedeutet dann: nicht infiziert von den herrschenden Ideologien, unberührt vom Zwang der Sachzwänge, nicht korrumpiert vom Machtstreben, nicht angepasst an die fatalistische Untergangsstimmung. Jungfräulich rein zu bleiben in diesem Sinne hieße zugleich: empfänglich zu sein für ganz andere Impulse und Ideen, von denen womöglich Erlösung und Rettung kommen kann. Jungfräulichkeit wäre dann weniger moralische Reinheit als geistige Unabhängigkeit, weniger Enthaltbarkeit als Liebe zum Leben, weniger Weltabgeschiedenheit als Treue zur Erde. Und wer das vermöchte, bewahrte sich damit jene Frische, jene Fantasie, jene Offenheit, die nicht gebeugt und verdorben ist von der Last der Geschichte und Gegenwart, sondern bereit, alles vom Geist Gottes, des Schöpfers, zu erwarten, statt sich mit eigenen düsteren Prognosen die Zukunft zu verstellen. Ob dieser jungfräulichen Haltung dann das göttliche Kind gegeben wird, das ist eine Frage, die außerhalb eigener Möglichkeiten liegt, denn dieses Kind kommt vom Heiligen Geist, und seine Früchte sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmut - und noch einmal: Jungfräulichkeit (Galater 5,22). Mit diesen Früchten schwanger gehen, sie in Geduld austragen und schließlich zur Welt bringen, sie also in der irdischen Realität wirksam werden lassen - das wäre dann eine Jungfrauengeburt und für jeden Einzelnen wohl ein ganzes Leben wert.

{40} »Ich möchte anknüpfen an das, was Sabine gesagt hat«, meldete sich nun Anna zu Wort. Anna ist feministische Theologin, auf den ersten Blick etwas herb und burschikos. Aber ich habe ihre Sensibilität und ihr leidenschaftliches Engagement schätzen gelernt, die sich hinter ihrer Haltung nur verbergen. Wenn sie mit ihrer leisen, klaren Stimme spricht, kommt durch die Verhaltenheit sehr bald das Vibrieren einer inneren Bewegung hindurch.

Frau Maria - Prophetin eines neuen Zeitalters

{41} Es ist in den letzten Jahren üblich geworden, die Armut und Schutzlosigkeit des Kindes in der Krippe hervorzuheben. Von einer armen Frau unterwegs in einer Notunterkunft zur Welt gebracht, kaum geboren vom König Herodes verfolgt, sodass es zum Flüchtling wird, zuletzt von den Mächtigen zum Tode verurteilt und hingerichtet. Wirklich, ein ziemlich hoffnungsloser Fall. Und es gehört ein starker Glaube dazu, sozusagen eine moralische Anstrengung, in diesem ohnmächtigen, leidenden Kind und Mann den Heilbringer und Friedefürsten zu erkennen.

{42} Es ist mit dem Frieden und mit dem Kind in der Krippe ähnlich: Sie bleiben so unerreichbar weit wie Sterne am Himmel oder so unsichtbar wie irgendein Flüchtlingskind, wenn da nicht etwas Verbindendes dazukommt. Das Verbindende aber ist niemand anders als Maria, die Mutter Jesu. Sie muss es doch wohl genauer wissen als alle, was für ein Kind sie zur Welt gebracht hat und was es mit ihm auf sich hat.

{43} In Luthers Weihnachtslied heißt es: »Den aller Welt Kreis nie beschloss, der liegt in Marien Schoß; er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein.« Uralte Theologie und Dogmatik spricht aus diesem Vers. Finitum capax infinitum: Das Endliche umschließt das Unendliche, im Schoß einer Frau findet sich Gott selbst. Mir aber genügt es nicht, dass in Theologie und Kirchengeschichte nur von Marias Schoß die Rede ist. Hatte sie nicht auch ein Herz, eine Seele, ja einen Kopf? Generationen von männlichen Theologen haben sich schon um Marias Schoß Gedanken gemacht, ihn bis in physiologische Details beschrieben, um ihre Jungfräulichkeit zu beweisen. Ich schäme mich für diese Theologen und wünschte, man gestattete Maria endlich, ihr Geheimnis für sich zu behalten, und möchte sie stattdessen wie einen Menschen behandeln, nämlich sie befragen und auf das hören, was sie mitteilen will. Von wem sonst als von ihr selbst kann der Evangelist Lukas denn erfahren haben, was sie seinerzeit in Nazaret mit dem Engel Gabriel erlebte? »Er kam zu ihr herein und sprach: > Sei gegrüßt, du Begnadete! Der Herr ist mit dir.< Sie aber erschrak über das Wort und sann darüber nach, was das für ein Gruß sei. Da sprach der Engel zu ihr: > Fürchte dich nicht, Maria! denn du hast Gnade bei Gott gefunden. Und siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, und du sollst ihm den Namen Jesus geben« (Lukas 1,30). In der traditionellen Auslegung gilt Maria als das passive Gefäß göttlichen Handelns, ist sie nichts als ein zum Gebären fähiger Leib. Sehe ich mir aber diese Geschichte mit den solidarischen, einführenden Augen einer Frau an, geschieht doch da Ungeheuerliches: Dieses 14 - 16 jährige Mädchen stellt sich mit seiner Geisterfahrung gegen die ganze Welt. Gegen eine ganze Welt, die als verloren gilt, als ausgeliefert an die Mächte des Bösen, an Gewalt, Terror und Gottferne. Sie klärt darüber auf, dass alles ganz anders ist. Denn was der Engel ihr sagt, ist doch die Erkenntnis, die in ihr selbst wach wird und zu der sie sich bekennt. »Dieser wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden, und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird König sein über das Haus Jakob in Ewigkeit, und seines Königums wird kein Ende sein« (Lukas 1,32).

{44} Die Menschheit, so hört man noch heute, sei aus dem Paradies ein für alle Mal vertrieben, und das heißt, dass der Zugang zum Baum des Lebens für immer versperrt sei. Sünde, das heißt

moralische Unfähigkeit, und in ihrem Gefolge Gewalt, Krieg und Tod seien die Gesetze, die auf der Erde gelten. Es ist ganz anders, so die Erkenntnis Marias. Mitten in dieser Welt blüht der Baum des Lebens, mitten in ihr wächst das Heil für alle. Mitten in dieser Welt ist auch der Geist wirksam, der diese Mächte überwindet. Ein königlicher Geist, ein strahlender Geist der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit und Güte, ein Geist, der umglänzt ist von Freude und heilender Kraft. - »Wie aber soll es zugehen«, fragt Maria, »dass dieser Geist lebendig wird in mir und in den Menschen?« Und der Engel antwortet ihr: »Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten, daher wird das Heilige, das gezeugt wird, Sohn Gottes genannt werden« (Lukas 1,35). Jede Frau weiß das: Geistig-seelische und leibliche Erfahrung sind nicht zweierlei. Was Geist und Seele erfüllt, drängt vielmehr zur Konkretion. So wächst aus der Geisterfahrung in Maria die leibliche Frucht, der Sohn, der die Welt retten wird. Das ist alles andere als ein rein natürliches Geschehen. Es bedeutet Hingabe an eine geistige Dimension, die über das Nur-Menschliche hinausreicht. »Siehe, ich bin des Herren Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast.« Das ist nicht einfach Passivität, das ist ein Aus-sich-heraus-Treten, ein Sich-selbst-Transzendieren, ein Sich-ergreifen-Lassen. So steht am Anfang des Evangeliums eine Frau, ein junges, vom Geist ergriffenes Mädchen, Partnerin einer Neuschöpfung, nämlich einer Neuinterpretation der Welt.

{45} Im Alten Testament heißt es, dass am Anfang, bei der Erschaffung der Welt, die Weisheit Gott als Liebling oder als Gespielin zur Seite war, sie sagt von sich: »Ich war lauter Entzücken Tag für Tag und spielte vor ihm allezeit, spielte auf seinem Erdenrund und hatte mein Ergötzen an den Menschenkindern« (Sprüche 8,30 f.). Maria gleicht dieser Frau Weisheit, die ihre Freude hat an Gottes Tun. Die Völker des Orients verehrten eine Mädchengestalt als Frühlingsbringerin, welche die grauen Felder mit frischem Grün und bunten Blumen überzieht. Diese mädchenhafte Göttin wurde auch Jungfrau genannt. Doch hatte ihre Jungfräulichkeit nichts mit biologischer Unberührtheit zu tun, sondern sie bezeichnete ihre Frische, Fröhlichkeit und Unbekümmertheit, ihre Fantasie und Schönheit. Unzählige Maler haben Maria so dargestellt wie diese märchenhafte Frühlingsgöttin.

{46} Die Propheten des Alten Testaments wollten von solchen Naturgottheiten nichts wissen. Aber mit der Geschichte von Maria beendet das Neue Testament geradezu programmatisch die Entwertung des Weiblichen. Und das bedeutet: Das Verhältnis zwischen Mensch und Gott ist von nun an nicht mehr allein durch Gebot und Gehorsam bestimmt, sondern nun kommt etwas Neues: Der Geist der Weisheit kommt auf den Menschen nieder, sanft wie eine Taube, die ihn überschattet. Und diese Weisheit fordert nicht blinden Gehorsam, sondern wendet sich an die Einsichtsfähigkeit des Menschen, macht ihn zum Partner, wirbt um sein Einverständnis, so wie der Engel um Marias Einwilligung bat und sie bekam, sie so bekam, wie der Frühlingswind die Antwort der Erde erhält, indem sie zu grünen und zu blühen beginnt.

{47} »Es ist ein Ros entsprungen aus einer Wurzel zart.« Auch unser guter alter Weihnachtsbaum ist ein Gleichnis dafür. Seine Kerzen und bunten Kugeln sind ja Abbilder der funkelnden Sterne vom Himmel. Sie haben sich leise niedergesenkt auf den grünen Baum und hüllen ihn in überirdischen Glanz. Das himmlische Feuer verbrennt den Baum nicht, sondern verbindet sich mit ihm.

{48} Dies also ist der Anfang der Geschichte von Jesus Christus. Aber wir wissen noch mehr von Maria und ihrer Erkenntnis dessen, wer der ist, den sie unter dem Herzen trägt. Der Engel hat ihr gesagt, dass auch ihre Verwandte Elisabeth ein Kind erwartet, und hat ihr empfohlen, sie zu

besuchen. Maria braucht nicht allein zu bleiben mit ihrer so ganz neuen Weltanschauung. Elisabeth, der auch ein Wunder geschehen war, als sie in ihrem Alter noch schwanger wurde, wird sie verstehen, wird sie nicht verspotten. So wandert Maria über das Gebirge von Nazaret nach Judäa, um Elisabeth zu besuchen. Es ist ein Weg, der zunächst wieder in die raue Wirklichkeit führt.

{49} Die Umwelt Marias, das war die römische Provinz Palästina mit den Königen und Präfekten von Roms Gnaden. Das waren Legionäre, folternde Steuereintreiber, Hetzjagden auf flüchtende Bauern, die ihre Steuern nicht zahlen konnten, das waren Aufstände der Unterdrückten, die von den Römern blutig niedergeschlagen wurden. Die Umwelt Marias, das war der Gegensatz von arm und reich, und Maria zählte zu den Armen. Reich waren die Könige und alle, die sich mit der römischen Herrschaft arrangierten. Modern, das waren damals hellenistische Sprache und Sitten, Wettspiele, Theater, Gladiatorenkämpfe. Die Armen hatten dagegen nichts als ihren Glauben.

{50} Es ist denkbar, dass Maria ebenso wie Elisabeth, Frau des Priesters Zacharias, zu einer Gruppe im Judentum gehörte, die man die Chassidim nannte, Menschen, die mit besonderer Inbrunst auf den Messias hofften, der ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit bringen sollte.

{51} Diese Messiaserwartung hat sich in der jüdischen Geschichte in Zeiten der Bedrängnis immer besonders gesteigert. Ein Beispiel dafür sind die Chassidim in Osteuropa, die während der russischen und polnischen Pogrome im 17. und 18. Jahrhundert eine strahlende Frömmigkeit an den Tag legten, die bis in unsere Tage leuchtet. Die Erzählungen der Chassidim, die Martin Buber ins Deutsche übersetzt hat, haben eine ähnliche Atmosphäre wie die Erzählung von der Begegnung zwischen Maria und Elisabeth: »Als Elisabeth den Gruß Marias hörte, da hüpfte das Kind in ihrem Leibe, und Elisabeth wurde mit dem heiligen Geist erfüllt und rief laut: >Gesegnet bist du unter den Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes. Und woher wird mir dies zuteil, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Als der Klang deines Grußes an mein Ohr klang, hüpfte das Kind mit Frohlocken in meinem Leibe« (Lukas 1,41 f.). Bevor Maria ihr überhaupt berichten konnte, was sie von Nazaret her zu ihr getrieben hatte, wusste Elisabeth schon alles. Lukas schildert sie als Hellseherin. Und dann folgt das Wort Elisabeths, das mich besonders anrührt: »Selig bist du, die du geglaubt hast« (Lukas 1,45). Man sagt: Geteiltes Leid ist halbes Leid. Geteilter Glaube aber ist doppelter Glaube, denn er wird gestärkt durch die Zustimmung. Glaube, der allein bliebe, wäre eine moralische Anstrengung gegen die ganze Welt. Glaube aber, der von anderen geteilt wird, wird zu lebendiger Kraft. Darum spricht das Glaubensbekenntnis von der Gemeinschaft der Heiligen. Elisabeth und Maria sind ein Beispiel dafür. Sie leben vor, was Jesus später sagt: »Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen« (Mattäus 18,20).

{52} Zwei schwangere Frauen begegnen einander, die eine ist alt, so alt, dass sie normalerweise kein Kind mehr bekommen könnte. Sie hat sich zunächst fünf Monate lang verborgen und wird gewusst haben warum. Was mögen die Nachbarinnen hinter ihr her geflüstert haben? Eine so alte Frau und noch ein Kind? Die macht sich doch lächerlich, das gehört sich doch nicht! Und nun erst Maria, das junge Mädchen, noch nicht verheiratet! Kann ja jede behaupten, dass ein Engel ihr erschienen sei. Liebe macht bekanntlich blind, und dann hört sie eben die Engel im Himmel singen.

{53} Der Glaube an die Jungfrauengeburt verdeckt, wie problematisch die Situation Marias war. Wer sollte ihr das Erlebnis mit dem Engel abnehmen? Die Umwelt kannte für moralische Fehlritte damals ebenso wenig Erbarmen wie heute. Josef, ihr Verlobter, hätte sie dem Gericht übergeben können, und sie wäre zum Tode verurteilt worden. Er wollte ihr dies zwar ersparen, beschloss aber immerhin, sie heimlich zu verlassen.

{54} Elisabeth, Marias ältere Verwandte, weiß dies alles, hat es wohl bedacht, und doch sagt sie: »Selig bist du, die du geglaubt hast.« Der Heilige Geist, der sie erfüllt, setzt sich hinweg über moralische Urteile und Gesetze. Und Maria antwortet auf den Gruß Elisabeths mit dem Lied, das man das Magnifikat nennt nach dem lateinischen Anfang des Textes: »Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist jubelt über Gott, meinen Heiland, denn er hat hingesehen auf die Niedrigkeit seiner Magd. Siehe, von jetzt an werden mich selig preisen alle Geschlechter« (Lukas 1,47 ff.). Ich kann mir kaum vorstellen, dass Maria diesen Text gesprochen hat, ich bin überzeugt, sie hat ihn gesungen, und nicht nur gesungen, sondern dazu getanzt, und Elisabeth auch.

{55} Das Magnifikat setzt sich zusammen aus Liedern und Zitaten aus dem Alten Testament. Wir müssen uns vorstellen, dass weder Maria noch Elisabeth lesen und schreiben konnten, sie kannten aber jedenfalls zahllose Stellen aus der Bibel auswendig, und nun, in diesem Augenblick des Jubels, bekommen diese Gesänge einen neuen, unmittelbaren Sinn: »Großes hat mir der Mächtige getan, heilig ist sein Name, und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht über die, welche ihn fürchten. Er hat Macht geübt mit seinem Arm, er hat zerstreut, die hochmütig sind in ihres Herzens Sinn, er hat Gewaltige von den Thronen gestoßen und Niedrige erhöht. Hungrige hat er mit Gütern gefüllt und Reiche leer hinweg geschickt« (Lukas 1,49 - 53). Auf den ersten Blick erinnern diese Worte an Rache psalmen und wollen so gar nicht in den Mund Marias passen, jedenfalls nicht in den Mund der sanften, demütigen Magd. Ich versuche einmal, Marias Lied mit eigenen Worten wiederzugeben:

{56} Meine Seele, die bedrückte und hoffnungslose, singt Gott ein Lied. Denn in mir bricht es auf wie eine Quelle, mein Geist jubelt. Ich bin frei von der Angst, die mich bedrängte. Denn der Gott, von dem ich bisher nur vom Hörensagen wusste, ist nun mein Heiland. Ausgerechnet mir hat er sich zugewandt. Es ist, als sei er für mich allein Gott geworden. Er hat mich geschmückt wie eine Braut, die in den Königssaal geführt wird, er hat mich, die niemand beachtete, erwählt. Ich, die eine Namenlose war, über die ein gleichmütiges Schicksal hinwegging, bin nun von seiner strahlenden Güte umgeben wie von einem Königsmantel. Von nun an werden mich selig preisen alle Völker, denn ich bin zur Trägerin des Heils geworden für alle Menschen. Wenn Gott spricht, geschieht, was er will, wie am Morgen der Schöpfung, und nun hat er sich mit mir verbündet. Er verlässt nicht, die ihm vertrauen. Er rettet sie von ihren Feinden und macht sie zu Freien. Er ist nicht Richter der Welt, sondern ihr Retter, nicht Verurteilender, sondern Liebender, nicht Dunkelheit, sondern Licht. Er beschämt die Hochmütigen, die denken, es ist kein Gott, die sagen: Es gibt keine Hilfe, sondern wer unter Menschen die Macht hat, der herrscht für immer. Die so denken, werden erschrecken, wenn sie erkennen müssen, dass Gott der Lebendige ist, der auch heute tut, was er zum Heil aller tun will. Er kann die Mächtigen stürzen, als wären sie nichts. Er kann die Ohnmächtigen von einem Tag zum anderen erhöhen. Sie werden jubeln so wie heute ich. Es bleibt nicht so, dass Tausende verhungern, während die Reichen prassen. Gott bringt Gerechtigkeit. Er lädt die Ausgebeuteten an seinen reich gedeckten Tisch, denn ihm gehört die ganze Erde.

{57} Das ist eine ganz andere Art, von Gott zu reden, als sie in der vorwiegend von Männern geprägten modernen Theologie üblich ist. Da heißt es: Gott ist der verborgene Gott, er ist weggegangen. Er redet nicht mehr. Oder gar: Er ist tot. Oder es heißt: Gott ist der Richter der Menschheit und überlässt sie den Folgen ihrer Sünden. Oder man sagt: Gott ist der Rätselvolle, den niemand ergründen kann. Vergleicht man diese Aussagen mit dem Lobgesang Marias, fällt auf, wie sehr sie am Tod orientiert sind und wie finster ihr Gottesbild ist. Da gibt es weder Freude noch Jubel. Ganz anders Marias Lied. Sie singt nicht von einem vergangenen, sondern vom gegenwärtigen Gott. Sie singt dem Gott ein Lied, der lebendig ist, der Neues schafft, der liebt. Ihr Gott ist ganz anders. Er drückt nicht nieder, sondern macht jubeln. Er kommt nicht, um zu strafen, sondern er kommt als ein Liebender. Er wendet sich von der verdorbenen Menschheit nicht ab, sondern eilt, ihr zu. helfen. Maria straft das theologische Reden über Gott Lügen. Verglichen mit ihrem Lied ist es eine Verleumdung Gottes, ihn als Richter und als Strafenden zu bezeichnen. Die Wahrheit von ihm ist ganz anders, ist hell, schön, erwärmend, befreiend.

{58} »Ich bring alles wieder«, sagt das Kind in der Krippe in einem Weihnachtslied. Es gehört wohl die Begeisterungsfähigkeit Marias dazu, den »Ich-bring-alles-wieder-Gott« zu loben in einer Welt, die damals wie heute nach Armut und Unterdrückung aussieht. Das kommt aber daher, dass sie schwanger ist vom Heiligen Geist. Sie ist auf neues Leben eingestellt statt auf Tod. Sie steht in einer Reihe mit den Frauen des Alten Testaments, die durch eine besondere Verheißung Gottes einen Sohn bekamen. Immer wieder beginnt ja das Neue, das Gott zum Heil der Menschen bringen will, damit, dass er einer unfruchtbaren Frau einen Sohn schenkt: Sara, Rebekka, Rahel, Hannah - und auch Elisabeth, die Johannes den Täufer gebar. Diese Söhne sind Heilbringer, mit ihrem Erscheinen beginnt ein neues Zeitalter. Die Empfangsbereitschaft der Frau, ihre Fähigkeit, noch nicht Sichtbares auszutragen wie ein Kind, gleicht einem Spiegel, in dem der lebendige Gott sich abbildet. So wie jedes neugeborene Kind ein Gegenzug ist gegen den Untergang der Menschheit, ist auch der Glaube an den Gott, der das Heil der Menschen will, ein Gegenzug gegen den drohenden Untergang des Lebens überhaupt.

{59} Marias Lied ist revolutionär, so wie Liebe revolutionär ist. Es passt in den Mund von Unterdrückten und gibt ihnen neuen Mut. Es ist ein Protestlied gegen Hunger, Elend und Ausbeutung, aber nicht nur dies, es ist vor allem ein Protest gegen diejenigen, die das Unrecht und die Gewalt und die Macht der Reichen über die Armen auch noch damit rechtfertigen, dass sie behaupten, dies sei Gottes Wille. Nein, Gott ist nicht bei den stärkeren Bataillonen, Gott ist nicht dazu da, Privilegien auch noch zu legitimieren, sondern Gott ist auf der Seite derjenigen, die nur auf ihn allein ihre Hoffnung setzen können. Er ist nicht allein ihr Anwalt und Fürsprecher, sondern auch ihr Befreier.

{60} Als Maria von Elisabeth nach Nazaret heimkehrte, hat sie das selbst erfahren: Gott selbst trat für sie ein bei Josef. Ein Engel erschien dem Josef im Traum, als dieser noch überlegte, wie er sich am besten heimlich aus dem Staube machen könne, da doch Maria sich in Schande gebracht hatte. »Siehe, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum, der sprach: Josef, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen, denn was in ihr gezeugt ist, das ist vom heiligen Geist« (Mattäus 1,20). Als aber Josef vom Schlaf erwacht war, tat er, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm sein Weib zu sich. Wer sich auch nur einen Augenblick hineinversetzt in Josef, den Mann, dessen Verlobte auf einmal ein Kind erwartet, ohne dass er daran beteiligt ist, wird nachvollziehen können, dass die Sinneswandlung, die das Wort des Engels im Traum bei ihm bewirkt, einer Revolution im Verhältnis zwischen Mann und Frau gleichkommt. Wir wissen von Josef nicht viel mehr, als dass er ein von Träumen geleiteter

Mensch ist. Dieser Traum und der andere, der ihm die Flucht nach Ägypten befiehlt, zeichnen diesen ungewöhnlichen Mann aus. Im allgemeinen wird Josef mitleidig belächelt. Doch sind Träumer wie er der Wahrheit Gottes offenbar näher als die Männer der Tat. Und wenn Mann und Frau darauf vertrauten, dass beide in ihrem Verhalten vom Heiligen Geist geführt sind, stünde es besser in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern.

{61} So finden wir denn Maria und Josef gemeinsam auf dem Weg nach Betlehem, ausgeliefert einer Schikane der römischen Besatzung, die eine Volkszählung angeordnet hat. »Als sie in Betlehem waren, kam die Zeit, dass Maria gebären sollte, und sie gebar ihren ersten Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge« (Lukas 2,6 f.). Mühsamer, schwieriger, ärmlicher konnte diese Entbindung kaum sein. Und doch ist sie nicht das Ganze. Die Windeln sind, wie die Engel den Hirten sagen, nur das Zeichen, an dem sie das Kind erkennen sollen. Lukas notiert am Schluss seiner Weihnachtsgeschichte: »Und Maria behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen« (Lukas 2,19). Wieder ein Hinweis darauf, dass er die Weihnachtsgeschichte von Maria selbst oder doch aus dem nächsten Umkreis der Familie Jesu überliefert bekommen hat. Nicht die Notunterkunft in einem Stall oder genauer in einer Höhle bei Betlehem, in der man bei Nacht die Tiere unterzustellen pflegte, war das Bemerkenswerte an diesem Tag, sondern der Besuch der Hirten, die von der Erscheinung und Botschaft der Engel berichteten: »Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids« (Lukas 2,10 f.). Die Hirten bestätigen Maria, was sie selbst vom Engel Gabriel gesagt bekommen hat und was der Engel auch Josef offenbart hat.

{62} Vor unser aller Augen stehen so viele Krippenbilder, so viele Madonnenbilder mit dem Kind, dass es kaum möglich scheint, durch Kunst, Kitsch, Rührung und Weihrauch hindurch das zu erfassen, was daran nahe und was fremd, was daran menschlich und was göttlich ist. Man hat den Evangelisten Lukas als einen Maler bezeichnet, um seine schriftstellerische Kunst zu kennzeichnen. Der heutige Mensch möchte Exaktes wissen und hält sich darum an nackte Tatsachen. Dass Schönheit Wahrheit offenbaren kann, ist ihm fremd. Allen Malern, die mit mehr oder weniger großem Können die Geburt Christi und Maria mit dem Kind dargestellt haben, ging es aber um mehr als die Abbildung einer Entbindung, es ging ihnen um die Verdichtung des Geschehens, das innen und außen, leiblich und himmlisch zugleich ist. Eine kritische Auseinandersetzung mit diesen Bildern ist gleichwohl nötig, muss sich aber auf die symbolische Sprache der Künstler einlassen. Die einen malen Maria als Himmelskönigin, die anderen verherrlichen in ihr weibliche Schönheit. Wieder andere vereinigen in ihr alle Träume, die je ein Kind von einer guten Mutter hatte. Die einen malen ein blasses, kümmerliches Kind, die anderen malen das Jesuskind, als sei es bereits Herr und Richter der Welt.

{63} In all diesen Gemälden zeigt sich etwas von der Wirkungsgeschichte der Symbolgestalten Mutter und Kind und ihrer Rolle in der Frömmigkeitsgeschichte. Die katholische Tradition hat Maria groß gemacht, sie bis in den Himmel hinauf gehoben. Das Kind auf dem Schoß wird dabei immer bedeutungsloser. Die protestantische Tradition hat die Menschlichkeit und Ärmlichkeit Marias und ihres Kindes unterstrichen. Es ist, als könne ein Mensch oder eine Generation jeweils nur einen Teilaspekt des Ganzen erfassen. Einer Gefahr aber erliegen fast alle Darstellungen der Heiligen Familie, und ihr erliegen vor allem wir modernen Menschen, die von diesen Bildern geprägt worden sind: Die Weihnachtsgeschichte ist zwar etwas sehr Innerliches, bekommt dabei aber immer auch etwas Niedliches, Weltfremdes, ja Kitschiges. Hier ist ein Blick auf andere

Religionen hilfreich, um einen Aspekt neu zu sehen, der in der christlichen Tradition in den Hintergrund geraten ist. Auch andere Religionen kennen Mythen vom göttlichen Kind. Sie schildern es als ein Wesen, das vom Mutterleib an mit Geist und mit erstaunlichen Kräften ausgestattet ist. Ein Kind, das gegen Schlangen und Dämonen kämpft und sie mühelos überwindet, das Gift zu trinken bekommt, aber nicht daran stirbt. Das göttliche Kind ist umgeben von Glanz; das Sonnenhafte, das sieghafte Lachen, Fröhlichkeit, Keckheit, ja etwas Lausbubenhaftes ist in ihm. Wohl ist es umstellt von Feinden, wie es ja auch die Evangelien berichten in der Geschichte vom Kindermord in Betlehem, aber dieses Kind ist unüberwindbar, in ihm ist die Energie des Lebens konzentriert, die über Tod und Gewalt triumphiert. Ein solches Kind war es ja auch, das die Engel verheißen haben. Symbol dafür, dass Heilung kräftiger ist als Krankheit, Lachen mehr Kraft hat als düstere Selbstaufgabe, dass das Heil wirksamer ist als die Sünde, das Leben stärker als der Tod. Nur ein solches Kind ist imstande, das verlorene Paradies wiederzubringen, die an sich selbst leidende Menschheit zu heilen und den Hoffnungslosen neue Zuversicht zu geben. Wäre es nur ein armes, schutzloses, flüchtendes Kind, dann wäre die ganze Weihnachtsgeschichte nicht mehr als eine Kitschpostkarte.

{64} Maria mit dem Kind auf Weihnachtsbildern, auf Altären und in Kapellen - das ist ein, wenn auch noch so pietätvolles, Gefängnis, in das die Frömmigkeit sie eingeschlossen hat. Die beiden gehören auch weder in den Himmel, wo die Engel wohnen, noch in die Elendshütte allein. Ihre wahre Herberge ist jeder einzelne Mensch. Und so wie Maria den Sohn, den sie in Geist und Seele empfangen hat, leiblich zur Welt brachte, so drängt der Geist des Friedens auch im Menschen von heute darauf, konkret und leiblich zu werden. Ein bedeutender Mann sagte vor kurzem, im Herzen sei er ja auch für Frieden und Gewaltlosigkeit, aber das helfe im konkreten Umgang der Menschen und Staaten nichts. Hätte Maria wie er gedacht, sie hätte ihr Kind nicht zur Welt bringen können. Umgekehrt hätte sie auch mit moralischer Anstrengung allein diesen Sohn weder empfangen noch geboren.

{65} Das Fest des Friedens ist Weihnachten erst dann, wenn die Geschichte Marias zur Geschichte jedes Einzelnen wird. Wer zum Frieden fähig werden will, muss aufhören, die Welt als böse und verworfene anzusehen. Wer zum Frieden fähig werden will, muss aufhören, Gott als Ursache des Bösen anzuklagen. Wer zum Frieden fähig werden will, muss die Gemeinschaft derer suchen, die gleich ihm glauben. Wer zum Frieden fähig werden will, darf nicht ruhig hinnehmen, dass Menschen leiden. Wer zum Frieden fähig werden will, muss aufhören, sich selbst zu rechtfertigen, aber darauf vertrauen, dass der Heilige Geist auch andere Menschen erreicht. Schließlich wird er, wenn die Zeit reif ist, die Frucht seiner inneren Wandlung von selbst zur Welt bringen. Und er wird dabei dann eben nicht auf geeignete Umstände warten, sondern das Kind auch in einem Stall ans Licht der Welt bringen. Dabei ist es offenbar gar nichts nur Anstrengendes und Beschwerliches, so zu leben, weil ihm auf diesem Weg gleichsam auf Schritt und Tritt Menschen begegnen, die gleich Engeln sind, und Engel, die gleich Menschen sind.

{66} Es war inzwischen Mitternacht geworden. Aber wir mochten uns nicht trennen. Als Ursula sagte, was sie mitgebracht habe, passe sehr genau zu dieser Stunde, gaben wir ihr gern das Wort. Ursula, eine burschikos wirkende Frau, hat einen scharfen Verstand und dabei bezaubernden Charme. Sie hat sich, wie viele Feministinnen heute, mit Religionsgeschichte und den Göttinnen der Frühzeit beschäftigt. Sie regte an, dass wir nun alle Lichter bis auf die am Baum löschen sollten. Und da auch die Kerzen am Weihnachtsbaum schon herunter brannten, wurde es dunkel in unserem Keller, und geheimnisvolle Schatten spielten am Gewölbe, als Ursula begann.

Das Lichtkind der Heiligen Nacht

{67} Weihnacht, Weihe-Nacht. Beginn der zwölf heiligen Nächte. Sie hängen mit der Wintersonnenwende zusammen. Bei den alten Germanen hatten diese zwölf Nächte nicht nur heiligen, sondern auch gefährlichen Sinn, wie überhaupt das Heilige immer auch Gefahr in sich birgt. Und es scheint, als fühle auch der heutige Mensch um die Weihnachtszeit etwas von diesem unheimlichen Wehen, das unsere Ahnen in diesen Nächten schaudern machte. Einsame Menschen fühlen sich in den Weihnachtstagen manchmal besonders verloren und ungeborgen, sie sehnen sich zurück in Kindertage, in denen sie sich von den Eltern behütet wussten vor allen Gefahren, die draußen und in der Nacht lauerten. Hinter der schon sprichwörtlichen Weihnachtsdepression verbirgt sich wahrscheinlich nicht nur die Erinnerung an glückliche Weihnachtsfeiern in der Familie, an eine Zeit, als man noch ein Kind war und sich über den Weihnachtsbaum, die Geschenke, den Duft und gutes Essen ungeteilt freuen konnte. Womöglich hat sie doch auch mit den zwölf heiligen Nächten der Germanen zu tun.

{68} Unsere Vorfahren stellten sich vor, dass um die Zeit der Wintersonnenwende eine Lücke im bergenden Kreis der Zeit entsteht, durch die göttliche Mächte in Zeit und Raum einbrachen. Wir sprechen noch heute von den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr als einer Zeit »zwischen den Jahren«. Das alte Jahr stirbt, das neue ist noch nicht angebrochen. In den langen Nächten dieser Zeit schienen sich seltsame Dinge zu ereignen, da war die jenseitige Welt näher als sonst. Was man in diesen Nächten träumte, konnte in Erfüllung gehen.

{69} »Das wilde Heer Wotans stürmte in den Winternächten über die Waldgebirge. Frau Holle zog in diesen Nächten über das Land hin, von dem Heer der verstorbenen Kinder umgeben, und segnete Feld und Stall. Die Toten gingen um, und unberechenbare Mächte trieben ihr Unwesen.« (Anm. 4) Frau Holle heißt auch Frau Hulda, und ob sie einem hold war, ob sie segnete, oder ob die Unholde in ihrem Gefolge einem Unheil brachten, davon hing alles ab für das kommende Jahr. Das wilde Heer, so erzählt die Sage, kam durch alle Landstriche, es war in Einöden zu sehen, in der Luft und im Finstern, begleitet von Hundegebell, Blasen von Waldhörnern und dem Brüllen wilder Tiere, auch Hasen und Schweine wollte man gesehen haben. Eine Schweizer Sage erzählt von Sennen in einer einsamen Almhütte:

{70} »Draußen begann es zu winden, erst nur schwach und dann immer stärker, doch sie beachteten es nicht und schliefen ein. Sie mochten noch nicht lange geschlafen haben, als sie auf einmal ein seltsames Murren wie fernes Donnern aufweckte. Erst glaubten sie an ein heraufziehendes Gewitter, aber durch die Spalten des Ladens schimmerten die Sterne. Und jetzt ward das Murren und Knurren stärker und ward daraus ein unheimliches Rauschen und Rollen. Und nun war es ihnen, als vernähmen sie das Getöse mächtiger Hörner, Pferdegewieher und Hundegebell und dröhnendes Waffenklirren.« (Anm. 5)

{71} Es war ein Totenzug, der seinen Weg an der Almhütte vorbei nahm. Doch neben dem Unheimlichen ging in den zwölf heiligen Nächten auch Segen aus von den göttlichen Mächten.

{72} »Von den > Nächten der Mütter< sprach man unter den Angelsachsen, und mit den > Müttern< rührte man an das dunkle Geheimnis, das über der Geburt und dem Tode liegt, mit den >Müttern< nannte man Quelle, Segen und Gefahr, Heimat und Abgrund für das atmende Leben zugleich.« (Anm. 6)

{73} Die Mütter, das waren Frau Holle oder Frau Hulda oder Freya. Ging Freya durch die Ställe, die Vorratskammern, durch Küche und Keller und fand alles sauber und wohl bestellt, dann gab sie ihren Segen dazu, sodass die Vorräte nicht ausgingen und nichts verderbte.

{74} Es gab entsprechend zwei mögliche Verhaltensweisen in diesen zwölf heiligen Nächten. Man konnte zusammenrücken beim Feuerschein, Türen und Tore gut verschließen und so versuchen, das Unheimliche auszusperrten. Oder man konnte offen sein, wohl vorbereitet und das Fremde mit Ehrfurcht begrüßen, wenn es Einlass begehrte. Es konnte dann geschehen, dass man die Weihe der Weihnacht empfing, die Einweihung in ein Wissen, das sich gerade in diesen Nächten erschließen wollte, und einen Segen empfangen, der von woanders her kam als aus der bekannten Menschenwelt. Wer aber einsam und unbehaust war in diesen Tagen, der war den göttlichen Mächten schutzlos ausgeliefert.

{75} Das Fest der Geburt Christi scheint auf den ersten Blick nichts von dem Unheimlichen dieser heiligen Nächte zu enthalten. Und doch erzählt die Weihnachtsgeschichte des Lukas, dass die Hirten, die nachts ihre Herden hüteten, sich sehr fürchteten, als vom Himmel plötzlich ein Wehen und Leuchten kam, das sie sich nicht erklären konnten. Aber gerade sie, die einsam Wachenden also, wurden eingeweiht in das Geheimnis dieser Nacht: »Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus« (Lukas 2,10 f.).

{76} Das ist keine Nachricht, wie man sie in der Zeitung lesen kann. Sowenig man sie im normalen Bewusstseinszustand empfängt, sowenig kann man, nachdem man sie gehört hat, zur normalen Tagesordnung übergehen. Wenn der Heiland, der Christus geboren ist, ändert sich nicht nur die Welt, müssen nicht nur diejenigen zittern, die jetzt noch die Macht und das Sagen haben, sondern dann ändert sich das Leben eines jeden Einzelnen. Wandlung, Erneuerung, das ist der Inhalt der heiligen Nächte und ebenso der Inhalt der Nachricht von der Geburt des göttlichen Kindes. Darum das Schaudern, das Frösteln, aber auch die Freude. Die heiligen Nächte der Mütter bedeuten Tod und Leben in einem, Sterben des Bisherigen und Geburt des Neuen, noch nicht Dagewesenen.

{77} Wenn man sich in der Religionsgeschichte umsieht, begegnet man fast überall mythischen Erzählungen von der Geburt eines göttlichen Kindes. Ihr zentrales Thema ist immer Neuanfang, Wandlung. Neues kann nur durch Geburt in die Welt kommen; wenn es aber kommt, ist es unaufhaltsam. In einem uralten mythischen Text aus Sumer heißt es zum Beispiel:

{78} »Es war einst in uralten Zeiten ein König,
Enmekar mit Namen, ein Herrscher in Uruk-Gart.
Dem hatten die Wahrsagepriester verkündet:
> Wen deine Tochter gebären wird,
der wird des Königtums dich berauben.<
Furcht befahl den König, und damit's nicht geschehe,
schloss er die Jungfrau in einen Turm,
aufs genaueste ließ er sie dort bewachen.« (Anm. 7)

{79} »Es war einst in uralten Zeiten ...« - das ist eine Wendung, die dem »Es war einmal ...« der Märchenanfänge entspricht. Was in uralten Zeiten geschah, was einmal war, ist zugleich immer wieder Gegenwart. Der König Enmekar, Herrscher in Uruk-Gart, kann immer wieder

andere Namen tragen. In gewissem Sinne ist jeder Mensch ein König, Herrscher in seinem Leben, Lenker seiner Geschicke. Was für König Enmekar die Wahrsagepriester sind, die ihm ankündigen, dass die Zeit seiner Herrschaft begrenzt sei, ist eine Botschaft, die jeder immer einmal empfängt, die Einsicht, dass das Leben endlich, die Zeit begrenzt ist, die einem zur Verfügung steht. Am Ende eines alten Jahres, in der Zeit zwischen den Jahren, liegen solche Ahnungen nahe. Man möchte wissen, was die Zukunft bringt. Aber natürlich hört niemand gerne, dass das kommende Jahr auch die eigene Todesstunde bringen könnte. So ungern wie mit dem Tod rechnet man auch mit großen Umwälzungen und Veränderungen, seien sie äußerer oder innerer Art. »Wen deine Tochter gebären wird, der wird des Königtums dich berauben«, wird Enmekar gesagt.

{80} Die Nachricht der Wahrsagepriester enthält für ihn im Grunde etwas sehr Natürliches: Eines Tages müsse er den Thron räumen, einem Jüngeren Platz machen. Aber diese Andeutung seiner Endlichkeit erschreckt den König, »Furcht befiel ihn«, heißt es im Mythos. Er reagiert so wie viele Mächtige, er beginnt, seine Herrschaft zu sichern, als wolle er ewig leben und regieren. »Damit's nicht geschehe, schloss er die Jungfrau in einen Turm, aufs genaueste ließ er sie dort bewachen.«

{81} Die Jungfrau, die eigene Tochter, wird vom König hinter Schloss und Riegel gesetzt, damit sie keinen Sohn gebären, nicht fruchtbar werden soll. Dieser Versuch des Königs, seine Herrschaft zu sichern, ist ein bekanntes Muster. Was jung und voller Vitalität ist, macht Angst und wird deshalb niedergehalten. So im Staat, so in den Familien, so auch im einzelnen Menschen selbst.

{82} Die Jungfrau, die Tochter, kann auch ein Symbol für die eigene Seele sein, für den Bereich im Menschen, der empfänglich ist für Träume, für Ahnungen von Kommendem, empfänglich auch für neue Ideen, für gute Einfälle. Die Seele ist die Quelle für Kreativität, eben weil sie jungfräulich ist, und das bedeutet: nicht bereits besetzt, nicht beherrscht von dem, was im normalen Alltag gedacht, regiert und erledigt werden muss. Wer aber seine Seele, seine jungfräuliche Tochter, in einen Turm sperrt, damit ihr nichts einfällt, damit sie nichts Neues gebiert, der ist ein armer König. Er beraubt sich selbst der Zukunft, während er meint, sie zu sichern.

{83} König Enmekar ist derselbe Typ wie König Herodes, von dem die Weihnachtsgeschichte erzählt. Zu ihm kamen keine Wahrsagepriester, sondern die Weisen aus dem Morgenland. Sie sagten ihm, dass ein neuer König der Juden geboren sei. Da bekam es auch Herodes mit der Angst zu tun und versuchte, seine Herrschaft zu sichern, indem er befahl, dass alle neugeborenen Knaben in Betlehem getötet werden sollten.

{84} Es ist erstaunlich, dass in allen Mythen vom göttlichen Kind auch von einem solchen König Enmekar oder Herodes die Rede ist, der diese Geburt verhindern oder ungeschehen machen will. Aus diesem Motiv der Mythen spricht die Erfahrung, dass es dem Menschen immer ungelegen kommt, wenn er sich ändern, wenn er von Altem Abschied nehmen soll. Er leistet Widerstand, er sträubt sich und flüchtet sich in Gewalt.

{85} Dem Sicherheitsstreben erscheinen die zwölf heiligen Nächte als gefährlich, es spricht von einem wilden, dämonischen Heer, das in diesen Nächten über die Erde geht. Einer

jungfräulichen, wachen, zur Ehrfurcht bereiten Seele dagegen erscheinen die Himmlischen wohl eher in schöner Gestalt, huldvoll und segnend, als Engel, die Freude verkünden.

{86} Götter haben eine eigentümliche Vorliebe für Jungfrauen. So lassen die Mythen vieler Völker vermuten. Denn immer wieder erzählen sie, dass es eine Jungfrau ist, die das göttliche Kind zur Welt bringt, das nach dem Willen der Götter die Welt verändern soll. Jungfrauen sind gleichsam das Einfallstor des Jenseitigen ins Diesseits. Da kann ein König wie Enmekar sie noch so gut bewachen, sie gar in einen Turm sperren, irdische Mauern bieten keinen Schutz gegen das Eindringen des Göttlichen. »Nach der Götter Bestimmung, die nicht zu ändern, gebar sie heimlich von einem Niemandssohn.« (Anm. 8)

{87} Die Jungfrau, die Jungfräulichkeit ist in der Vergangenheit so hoch bewertet worden, dass der heutige Mensch ihr aus Protest dagegen keinen besonderen Stellenwert zuerkennt. Sexuelle Unberührtheit, so meinen viele, ist doch eher ein Nochnicht, hat aber kaum einen eigenen Wert. Solange Jungfräulichkeit lediglich sexuelle Unerfahrenheit oder Enthaltksamkeit meint, ist dieses Urteil verständlich. Es ist aber nur vom Mann her gedacht, nicht vom Weiblichen her. Aus weiblicher Sicht ist Jungfräulichkeit nicht allein etwas Negatives, ein Noch-nicht-Berührtsein vom Mann, sondern hat einen positiven Wert. Die Jungfrau ist der Mutter nahe, ist ganz deren Tochter. In einer Zeit, in der das Göttliche weiblich gedacht wurde, war die Jungfrau der weiblichen Göttin als ihrer geistigen Mutter am nächsten, stand in enger Verbindung mit ihr, hatte daher Anteil an ihrer Macht und Weisheit. Was die weibliche Göttin auszeichnete, war ihre Macht über Geburt, Leben, Vergehen und Neuwerten. Symbol des Neuwertens aber war in diesen Zeiten das junge Mädchen, die Jungfrau. In ihr verjüngte sich die Muttergöttin, sie war die Symbolgestalt der Fruchtbarkeit. In alten Zeiten wusste man noch nichts vom Anteil des Mannes an Zeugung und Geburt. Da bedurfte die Jungfrau der Sexualität nicht, um ein Kind zu gebären. Sie brachte es allein aus der weiblichen Kraft hervor, unter dem Einfluss göttlicher Bestimmung.

{88} Diese Nähe zum Göttlich-Weiblichen ist es, die den Hintergrund bildet dafür, dass in den Mythen eine Jungfrau dazu auserkoren ist, das göttliche Kind zu gebären. In diesem alten mythischen Denken blieb eine junge Frau auch dann Jungfrau, wenn sie ein Kind gebar, denn sie gebar es niemals dem Mann, sondern ihrer Mutter, der Göttin, und als deren Tochter trug sie den Titel Jungfrau, sie war deren Inkarnation.

{89} Auch in den späteren Epochen, in denen die Menschheit wusste, dass der Mann notwendig ist, um eine junge Frau zur Mutter zu machen, haben die Mythen daran festgehalten, dass ein göttliches Kind niemals von einem Mann gezeugt werden kann, sondern allein von einer Jungfrau geboren wird, die sich göttlichem Geist öffnet.

{90} »Der Engel Gabriel wurde von Gott in eine Stadt Galiläas namens Nazaret gesandt zu einer Jungfrau, die verlobt war mit einem Mann namens Josef aus dem Hause Davids, und der Name der Jungfrau war Maria. Und er kam zu ihr herein und sprach: > Sei begrüßt, du Begnadete! Der Herr ist mit dir.< Sie aber erschrak über das Wort und sann darüber nach, was das für ein Gruß sei. Da sprach der Engel zu ihr: > Fürchte dich nicht, Maria! Denn du hast Gnade bei Gott gefunden. Und siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären; und du sollst ihm den

{91} Namen Jesus geben. Dieser wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden, und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird König sein über das

Haus Jakob in Ewigkeit, und seines Königtums wird kein Ende sein.< Maria aber sagte zu dem Engel: > Wie soll das zugehen, da ich von keinem Manne weiß?< Und der Engel antwortete und sprach zu ihr: > Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; daher wird auch das Heilige, das gezeugt wird, Sohn Gottes genannt werden.< Maria aber sprach: > Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe nach deinem Wort!<< (Lukas 1,26ff.).

{92} Diese Geschichte ist in einer Zeit aufgezeichnet worden, in der das Göttliche männlich gedacht wurde. Gott ist der Herr, der Maria begnadet. Maria ist aufgeklärt, sie weiß, dass es eines Mannes bedarf, damit sie ein Kind bekommt. Aber der Engel belehrt sie, dass sie nach einem anderen Gesetz Mutter werden wird, nach jenem älteren, das Empfängnis als etwas Geistliches und Göttliches auffasste. Maria, zunächst erschrocken, dann ratlos, sagt endlich das große Wort: »Mir geschehe nach deinem Wort.« Im Lateinischen heißt das »fiat«. »Fiat« ist dasselbe Wort, das in der lateinischen Übersetzung der Bibel in der Schöpfungsgeschichte von Gott gesprochen wird: »Es werde«, es werde Licht zum Beispiel. Mit ihrer eigenen Zustimmung wird die Jungfrau Maria zur Schöpferin. Ebenso, wie es am Beginn der Schöpfungsgeschichte heißt, dass der Geist Gottes über den Wassern brütete, als sei er eine Taube, so haben Maler der Verkündigungsszene über dem Haupte Marias eine Taube gemalt als Symbol des Heiligen Geistes, der sie überschattete.

{93} Von Tauben umflattert ist auch die griechische Aphrodite, die Göttin der Schönheit und der Liebe. Die Taube war in der orientalischen Religionsgeschichte ursprünglich Symbol der großen Göttin, der Ishtar zum Beispiel, bevor sie in der Bibel zum Symbol zunächst der Weisheit und dann des Heiligen Geistes wurde.

{94} Von der Weisheit Gottes heißt es zum Beispiel, dass sie im Tempel von Jerusalem nistete wie eine Taube. Sie hatte sich dort niedergelassen, um bei den Menschen zu wohnen, und war Zeichen der Gegenwart Gottes. Ähnlich wohnte nun die Weisheit in Maria, war in ihr gegenwärtig, machte sie zu ihrer Tochter. Als Tochter der Weisheit aber war und blieb Maria Jungfrau, empfing und gebar sie ihren Sohn Jesus aus der Weisheit und für sie. Ebenso heißt es auch von Jesus, dass die Weisheit in ihm wohnte, und er selbst war die Gegenwart Gottes bei den Menschen.

{95} Jungfrau sein bedeutet daher, empfänglich zu sein für den Geist, der sich gleich einer Taube herablässt. Auch dann, wenn sie in einen Turm gesperrt sein sollte. Jungfrau sein bedeutet schließlich ebenso, Ja sagen zu können zu der Engelbotschaft. König Enmekar konnte nicht Ja sagen zu dem, was die Wahrsager ihm prophezeiten. Er sperrte sich dagegen. Seine Tochter aber gebar heimlich von einem Niemandsohn. Und Maria sagte: »Mir geschehe nach deinem Wort.« Sie überließ sich dem Fremden, das über sie kam, und wurde verwandelt. Alles Neue in dieser Welt beginnt im geheimen, in der Tiefe der Seele, kündigt sich an in Ahnungen und Träumen, von denen ein Mensch schwanger wird. Nur die Seele hat diese jungfräuliche Empfangsbereitschaft für Engel und diese Fähigkeit, die Stimmen von Engeln nicht nur zu hören, sondern ihnen mit einem Ja zu antworten. Sie ist, auch wenn sie oft genug wie eingesperrt ist in einen Turm, doch lebendiger, grüner sozusagen als das bewusste Ich, das gern König sein und bleiben will.

{96} Alljährlich zur Weihnachtszeit holen wir ein Symbol dieses Grünen in unsere Zimmer: einen Zweig, einen Weihnachtsbaum. Die immergrünen Bäume, die auch im Winter, in Eis und

Schnee Zeichen des Lebens sind, gleichen der Seele des Menschen, die bis ins höchste Alter jung bleibt. Der Duft der Tannen, Fichten und Kiefern gehört zum Weihnachtsfest, bringt einen Hauch von frischem Leben in die Zimmer. So wie der Weihnachtsbaum seine Kerzen trägt, trägt die Jungfrau Maria das göttliche Kind, zu dem sie Ja gesagt hat.

{97} Dieses Bekenntnis, seit Jahrhunderten wiederholt, klingt heute wie etwas Selbstverständliches; viele können das Ungewöhnliche daran nicht mehr aufnehmen. Aber die Frage, wie ein Mensch jungfräulich wird wie Maria, um Gefäß des Göttlichen zu werden, geht jeden an. Dann ist die Geburt Christi nicht mehr ein Ereignis, das sich vor 2000 Jahren in Betlehem abgespielt hat, sondern wird zu einem Wunder, das sich in jedem immer neu ereignen kann und soll. Weihnachten ist dann nicht an ein bestimmtes Datum im Jahr gebunden, sondern Weihnachten kann es an jedem Tag werden, an dem eine Stimme, eine Ahnung, ein Traum das Gefängnis aufbricht, in dem die Seele eingesperrt ist. Die zwölf heiligen Nächte, die Zeit zwischen den Jahren aber ist eine geeignete Zeit, um der Seele Raum zum Atmen zu geben.

{98} Auch die Seele braucht Nahrung. Nahrung für sie können Märchen und Mythen und Musik sein. Das ist Sprache von ihrer Sprache, das sind Bilder, die selbst aus seelischem Stoff sind. Wer seiner Seele diese Nahrung gönnt, schließt sie an den Mutterboden an, aus dem sie wächst und ihre Kreativität bezieht. Auch eine Seele, die besetzt und bedrückt war von vielen Mühen, wird dann wieder jungfräulich, weil sie wieder Anschluss bekommt an ihre geistige Mutter, die Weisheit.

{99} »Wintersonnenwende! Nacht hat nun ein Ende. Die Jungfrau hat geboren, es wächst das Licht.«

{100} Die Nacht, die dunkle Mutter des Todes, wandelt sich in eine Jungfrau und gebiert ein Lichtkind - dies ist eine uralte mythische Vorstellung. Ort der Geburt ist eine Höhle, ist ein Stall. Auch dies ist kein zufälliges Motiv in der bekannten Weihnachtsgeschichte, sondern es kehrt in vielen Mythen wieder. Nacht und Höhle sind Orte der Wandlung, des Umschlags von Niedergang in Aufgang. Symbol dafür war schon in alten Zeiten die Wintersonnenwende, die mit bloßem Auge nicht sichtbar ist, von Weisen und Priestern aber berechnet und zum Datum des Festes bestimmt wurde.

{101} Wie verbreitet das Fest der Wintersonnenwende, das Fest der Erscheinung, der Epiphanie des Lichts, im alten Orient war, belegt der Text eines frühkirchlichen christlichen Autors, der das Datum des 6. Januar als das Fest der Geburt Christi beachten wissen möchte. Die anderen, die falschen Religionen, so schildert er, »feiern in der Nacht vor eben diesem Epiphanietag ein großartiges Fest, und sie sehen sich dadurch gezwungen, wenigstens ein Stück der Wahrheit zu bekennen. An erster Stelle ist zu nennen das Fest zu Alexandrien im so genannten Koreion, das ist in einem gewaltigen Tempel im heiligen Bezirk der Kore. Die ganze Nacht hindurch bleiben sie wach, indem sie gewisse Hymnen singen und Flöte spielen als Begleitung zu Liedern auf das Götterbild. Wenn sie dann so die Nachtfeier vollendet haben, steigen sie nach dem morgendlichen Hahnenschrei Fackeln tragend in eine Art von Kapelle hinab, die unter der Erde liegt, und tragen dort ein hölzernes Götterbild, das nackt auf einer Tragbahre liegt, herauf. Dieses Bild trägt auf der Stirn wie ein Siegel ein goldenes Kreuz, ebenso auf beiden Händen je zwei dieser Kreuzsiegel, zwei weitere endlich auf den beiden Knien. Sie tragen das Holzbild siebenmal rund um den innersten Tempelbezirk unter dem Klang von Flöten und Tamburinen und Hymnengesang, und wenn der Umgang zu Ende ist, bringen sie das Bild wieder an den

unterirdischen Ort zurück. Und wenn sie befragt werden, was dies denn für ein Mysterium sei, so geben sie folgende Antwort: »Heut, in dieser Stunde, hat Kore, das ist die Jungfrau, den Aion geboren.« Solches geschieht auch in der Stadt Petra, der Hauptstadt Arabiens, ein Gleiches geschieht in eben dieser Nacht wie in Petra und Alexandria auch in der Stadt Elusa.« (Anm. 9)

{ 102 } Wenn in östlichen Kirchen das Weihnachtsfest am 6. Januar gefeiert wird, liegt dies daran, dass im Orient an diesem Datum das Fest der Wintersonnenwende war, in Rom dagegen am 25. Dezember. Die moderne Kalenderrechnung bestimmt den 21. Dezember zum Tag der Wintersonnenwende, aber die Traditionen der Religionen ändern sich nicht, sie beharren auf alten Überlieferungen. Astronomisch aufgeklärt, wie es heute fast jeder Mensch in der Schule wird, hat die Tatsache, dass von der Wintersonnenwende an die Tage wieder länger und die Sonneneinstrahlung kräftiger wird, für die meisten nichts Wunderbares mehr an sich. Trotzdem bedrücken auch den von elektrischem Licht verwöhnten Menschen die langen dunklen Nächte und kurzen Tage.

{ 103 } Dass mit der Geburt in Betlehem nicht nur die lange Winternacht, sondern die Nacht der Gottesferne und der Verlorenheit zu Ende geht, ist die christliche Weihnachtsbotschaft.

{ 104 } Weihnachten wird heute in fast allen Ländern, auch in nichtchristlichen, begangen. Die Beliebtheit dieses Festes könnte damit zusammenhängen, dass der Mythos von der Geburt eines göttlichen Kindes in irgendeiner Form in fast allen Kulturen der Menschheit schon immer erzählt wurde. Er ist Ausdruck der Hoffnung auf eine Zeit des Heils, die den Nächten der Gewalt, der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit und des Hungers ein Ende macht.

{ 105 } Kritische Leute fragen oft, wo denn das Heil zu sehen sei, das mit dieser Geburt in die Welt gekommen sein soll. Sowenig zur Zeit der Wintersonnenwende Frühling und Sommer schon spürbar sind, sowenig ist die Geburt des göttlichen Kindes schon der Tag seines Wirkens. Wie ein Kind erst wachsen muss, so muss auch das Heil erst erstarken, bevor es für alle sichtbar und greifbar wird.

{ 106 } Im Turmgefängnis, in einer einsamen Höhle, unter einem Baum in der Wüste, an abgelegenen Orten wird dieses Kind geboren. Diese Abgelegenheit und Unscheinbarkeit gerade macht dieses Kind so bedrohlich für die herrschenden Machthaber. Sie können es nicht entdecken; ihre Spitzel und Soldaten sind unfähig, es aufzuspüren. Denn der wahre Geburtsort des göttlichen Kindes ist die Seele eines Menschen, und dahin reichen keine irdischen Machtmittel, sie können den Leib töten, die Seele aber nicht. Es sind nach den Mythen immer nur einige wenige Auserwählte, die von der Geburt dieses Kindes erfahren und die überhaupt wahrnehmen, dass es ein besonderes Kind ist.

{ 107 } »Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen« (Lukas 2,12). Wer ein solches Kind fände, ohne dass ihm wie den Hirten von Engeln mitgeteilt worden wäre, was für ein Kind das ist, könnte achtlos an ihm vorbeigehen, statt es anzubeten. Ohne den Stern, der ihnen von dieser Geburt Nachricht gab und sie leitete, hätten auch die Weisen aus dem Morgenland nicht in die Höhle von Betlehem gefunden. Wer für Engel und für Himmelszeichen kein Ohr und Auge hat, sagt mit Recht, dass da noch gar nichts Besonderes geschehen sei.

{108} Es gehören besondere, erleuchtete Augen, Ohren und Herzen dazu, die Zeichen der Zeit zu erkennen. Die Fähigkeit zu dieser Wahrnehmung soll durch das Feiern des Weihnachtsfestes geweckt werden. Nur wer mit dem Einbruch des Göttlichen in sein Leben und in die Geschichte grundsätzlich rechnet, kann es erkennen und ehren, wenn es sich klein und unscheinbar ankündigt. Die Mythen erzählen von großen und wunderbaren Ereignissen, die mit dieser Geburt verbunden sind. Da wird es Frühling mitten im Winter, die Schöpfung scheint den Atem anzuhalten oder mitzufeiern. Ein Leuchten und Musizieren liegt in der Luft. Damit sind keine objektiven Ereignisse, sondern seelische Wunder geschildert.

{109} »Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde, die hielten Nachtwache über ihre Herde. Da trat ein Engel des Herrn zu ihnen, und Lichtglanz des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude. Und auf einmal war bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in den Höhen und Friede auf Erden unter den Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hat« (Lukas 2,8 ff.).

{110} In vielen Mythen vom göttlichen Kind sind es Hirten oder Gärtner, die zuerst von der Geburt erfahren. Dies ist ein Zeichen dafür, dass dieses Kind zunächst Menschen braucht, die es hüten und pflegen. Ein Hirte nimmt sich besonders der Jungtiere an, schützt sie vor wilden Tieren und rettet sie, wenn sie abgestürzt sind. Ebenso hegt und pflegt ein Gärtner mit besonderer Sorgfalt die jungen Pflanzen. Beide Berufe haben etwas Mütterliches, sind der Natur nahe. Ihre Nähe zum Lebendigen macht Hirten und Gärtner darum zu geeigneten Pflegeeltern des göttlichen Kindes. Denn nach vielen Mythen braucht dieses Kind Pflegeeltern, weil seine leibliche Mutter Opfer der Verfolgung wird.

{111} Statt an Weihnachten zu fragen, wo denn das verheißene Heil nun sei, ist es zutreffender zu fragen, wie wir zum Hirten, zum Gärtner werden können für das Lichtkind, das in die Welt gekommen ist.

{112} In der Weihnachtsgeschichte des Lukas werden die Hirten nicht zu Pflegeeltern, wohl aber zu so etwas wie Paten für dieses Kind; sie verkünden Maria und Josef, was die Engel ihnen gesagt haben, und bestätigen ihnen damit, was beide bis dahin nur in Träumen, in Visionen gehört und geglaubt hatten: »Sie gingen eilends und fanden Maria und Josef, und das Kind in der Krippe liegend. Als sie es aber gesehen hatten, machten sie das Wort kund, das ihnen über dieses Kind gesagt worden war. Und alle, die es hörten, wunderten sich über das, was ihnen von den Hirten gesagt worden war. Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen« (Lukas 2,16 f.). Bestätigung und Bestärkung in der Hoffnung, die jeder für sich allein hegt, das ist ein Hirtendienst, den jeder für den anderen tun kann, so werden wir zu Pflegeeltern des göttlichen Kindes.

{113} »... Doch nach der Götter Bestimmung, die nicht zu ändern, gebar sie heimlich von einem Niemandsson. Die Wächter, aus Furcht vor des Königs Zorn, warfen den Knaben vom Turme hinab. Das erspähte ein Adler mit scharfen Augen, nahm das Kind, eh es zu Boden schlug, auf den Rücken, zu einem Palmgarten trug er's und setzte daselbst es behutsam nieder. Der Gärtner entdeckte das schöne Knäblein, gewann es lieb und zog es auf. Gilgamesch nannt er es mit Namen.« (Anm. 10)

{114} Nach Aussage aller Mythen ist das göttliche Kind, kaum geboren, schon bedroht von Verfolgung und Mord. Denn es fordert mit seiner Ankunft in der Welt nicht allein normale irdische Machthaber und Tyrannen heraus, sondern die dämonischen Mächte der Finsternis und des Bösen, die sehr wohl ein Gespür dafür haben, welcher Gegner ihnen da erwachsen ist. Aber so bedroht dieses Kind auch ist, es verfügt nach Aussage vieler Mythen schon in der Wiege über Kräfte und Geistesgaben, die es unbesiegtbar machen. Oder, und das kommt auf dasselbe hinaus, es wird von Engeln geschützt. Im Mythos von Enmekar erscheint der Engel in Gestalt eines Adlers, der das Kind auffängt und behutsam in einem Palmgarten absetzt.

{115} In der Bibel muss Josef die Rolle des Adlers übernehmen: »Da erscheint ein Engel des Herrn dem Josef im Traum und sagt: >Steh auf, nimm das Kindlein und seine Mutter mit dir und fliehe nach Ägypten und bleibe dort, bis ich es dir sage, denn Herodes will das Kindlein aufsuchen, um es umzubringen.< Da stand er auf, nahm des Nachts das Kindlein und seine Mutter mit sich und zog hinweg nach Ägypten« (Mattäus 2,13 f.). Josef, der Träumer, wurde zum Pflegevater des Kindes, zum Adler, der es vor den Wächtern des Königs rettet und zu einem Palmgarten trägt, unter die Palmen am Nil.

{116} Die Flucht nach Ägypten folgt dem Muster des Mythos vom göttlichen Kind. In vielen Mythen wird erzählt, dass es verborgen oder gar ausgesetzt werden muss, damit es den Nachstellungen der Mächtigen entgeht. Eine ähnliche Geschichte erzählt die Bibel von Mose. Als er geboren wurde, hatte der Pharao geboten, dass alle männlichen Kinder der hebräischen Sklaven getötet werden sollten. Die Mutter des Mose aber verbarg ihren schönen Sohn drei Monate lang. Schließlich, aus Angst, er könne entdeckt werden, tat sie, was in vielen Mythen und Märchen ähnlich erzählt wird: »Sie nahm ein Kästlein aus Rohr, verklebte es mit Pech und legte das Kind darein, dann setzte sie es ins Schilf am Ufer des Nil. Seine Schwester aber stellte sich in einiger Entfernung auf, um zu erfahren, wie es ihm ergehen würde. Da kam die Tochter des Pharao an den Nil herunter, um zu baden. Während nun ihre Dienerinnen am Ufer des Nil hin und her gingen, sah sie das Kästlein mitten im Schilf, und sie sandte ihre Magd hin und ließ es holen. Als sie es auftat und das Kind sah - es war ein weinendes Knäblein -, da hatte sie Mitleid mit ihm, und sie sprach: >Das ist eins von den Kindlein der Hebräer. < Sie nahm ihn als Sohn an und nannte ihn Mose, indem sie sprach: > Ich habe ihn aus dem Wasser gezogen« (2. Mose 2,3 ff.).

{117} Was im Mythos von Enmekar und Gilgamesch der Gärtner ist, der den Knaben findet, lieb gewinnt und aufzieht, ist in der Mosegeschichte die Tochter des Pharao, die sich über das Gebot ihres eigenen Vaters hinwegsetzt.

{118} Die Evangelien erzählen nichts darüber, wie es Josef, Maria und dem Kind in Ägypten ergangen ist. Gewiss brauchten sie gastfreundliche Menschen, die sie aufnahmen und ihnen ermöglichten zu überleben. Da es sich hier um eine mythische Erzählung handelt, ist es aber gewiss nicht ohne Sinn, dass sie nach Ägypten flohen. Ägypten war das Land, in dem einst Mose gerettet wurde, als er noch ein Kind war. Ägypten war das Land der Isis, der großen Muttergöttin, deren Verehrung in vielen Zügen später auf Maria übertragen wurde. Ägypten war ein Palmgarten wie in dem Mythos von Enmekar und Gilgamesch. Der Palmgarten ist in den Mythen der Wohnsitz der großen Göttin. Dieses Motiv taucht in vielen Mariendarstellungen wieder auf, in denen Maria in einem paradiesischen Garten wohnt. Ebenso wird auch von der Weisheit gesagt, dass dort, wo sie wohne, ein Garten aus Bäumen und blühenden Sträuchern entstehe. So ist Ägypten wohl ein Symbol für ein mütterliches Reich, in dem das Jesuskind

geborgen wurde, bis Josef erneut ein Engel im Traum erschien und ihm sagte, Herodes sei gestorben, er könne nun nach Palästina zurückkehren.

{119} Es wird gut sein, sich in den zwölf heiligen Nächten, den Nächten der Mütter, darauf zu besinnen, wo für einen selbst ein solcher Palmgarten ist. Denn es bedarf keiner prophetischen Gabe, um vorherzusehen, dass auch das kommende Jahr ein Jahr sein wird, in dem Kinder und in dem das Kindliche in uns selbst des Schutzes bedürfen. Einen Zufluchtsort zu wissen ist notwendig, solange Kindermörder wie Herodes leben. Sich zu schützen hat nichts mit Weltflucht oder gar Feigheit zu tun. Josef kann nach dem Mythos sogar mit einem Adler verglichen werden. Um einen Palmgarten zu finden, dazu gehören Weitblick und Umsicht und die Erkenntnis, dass es Zeiten des Rückzugs gibt und andere des Kämpfens.

{120} »Herangewachsen, zum Manne geworden,
entriss Gilgamesch Enmekar,
dem Vater seiner Mutter, das Königtum.
So hat sich an ihm die Bestimmung erfüllt.« (Anm. 11)

{121} Der Mythos kennt beides: die Zeit der Zurückgezogenheit in einem Palmgarten, bis das Kind erwachsen ist, und dann die Erfüllung der gestellten Aufgabe.

{122} Auch das göttliche Kind, auch der Sohn Gottes, brauchte einen Palmgarten, in dem er in Frieden aufwachsen konnte. Wer einen solchen Garten nicht kennt, sollte ihn sich anlegen, ihn hegen und pflegen. »Deine Seele soll sein wie ein wohl bewässerter Garten«, heißt es in der Bibel (Jesaja 28,11). Einen umfriedeten, heiligen Bezirk in sich selbst zu schaffen ist die Voraussetzung dafür, dass Christus, die Hoffnung der Welt, in mir eine Zuflucht, ein Asyl finden kann, wenn er es braucht.

{123} Die heiligen Nächte der Mütter - sie müssen nicht schaurig sein, sie brauchen nicht Schwermut zu hinterlassen. Sie erinnern in Momenten, in denen man sich selbst wie ein verlorenes Kind fühlt, daran, dass in jedem Menschen auch eine Jungfrau wacht, die zur Mutter des göttlichen Kindes berufen ist. Wer diese Jungfrau in sich erkennt, kann sich selig preisen.

{124} Als Ursula geendet hatte, umarmten wir uns alle und gingen in dem Gefühl heim, einen erfüllten Heiligen Abend miteinander gefeiert zu haben. Wir verabredeten, am zweiten Weihnachtstag wieder zusammenzukommen.

Das wieder eröffnete Paradies

Der zweite Weihnachtstag

{125} An diesem Tag trafen wir uns schon nachmittags zum Kaffeetrinken. Als Raum hatten wir den Wintergarten gewählt, der uns einen weiten Blick ins Freie bot. Die Sonne zeigte sich an diesem Tag und erleuchtete den Raum. Wir hatten die Tische so zusammengestellt, dass wir einen großen Kreis bildeten.

{126} Walter meldete sich zu Wort und meinte: »Ich kann anknüpfen an das, was Ursula uns vom Palmgarten erzählt hat. Im Grunde meint Weihnachten so etwas wie Rückkehr ins Paradies, in den Garten des Ursprungs, der zugleich das Bild der Zukunft ist. Darum möchte ich vom Garten erzählen. Er scheint ein Thema für den Sommer zu sein, doch so fern um die Weihnachtszeit der Sommer ist, so meint Wintersonnenwende doch nichts anderes als Vorfreude auf die Zeit, in der die Gärten wieder grünen.«

Sehnsucht nach heimischen Gärten

{127} Traum und Erinnerung, Wunsch und Hoffnung, Gleichnis und Sinnbild des Menschen sehen aus wie Gärten. Er schafft Gärten, um zu verwirklichen, dauernd oder vergänglich, was ihm als unstillbare Sehnsucht vorschwebt, eine versagte Welt.« (Anm. 12)

{128} Rudolf Borchardt hat in diesen wenigen Worten zusammengefasst, was Mensch und Garten verbindet und allen Gedanken und Dichtungen über den Garten gemeinsam ist: die Gleichzeitigkeit von Lust und Trauer, Sehnsucht und Vergänglichkeit.

{129} »So schickte ihn Gott der Herr fort aus dem Garten Eden, dass er den Erdboden bebaue, von dem er genommen war. Und er vertrieb den Menschen und ließ östlich vom Garten Eden die Cheruben sich lagern und die Flamme des zuckenden Schwertes, den Weg zum Baume des Lebens zu bewachen« (1. Mose 3,23 f.).

{130} Die Bibel hat das Thema angeschlagen: Der Mensch ist ein aus dem Garten Vertriebener, aber er empfindet den Garten als seine eigentliche Heimat, in die er sich zurücksehnt. Um so schwerer lastet auf ihm das Bewusstsein, dass er unerreichbar, verschlossen ist. Ricarda Huch erinnert sich:

{131} »Schwer von Jasminduft, weht aus dunklen Gärten der Mittagswind:
Ich denke euer, die ihr Spielgefährten mir wart als Kind.
Der Tulpenbaum mit grünen Blumenbechern, drin Nektar quillt,
der gute Birnbaum, der uns kleinen Zechern die Hand gefüllt.
Vorüber eilt man scheu dem feuchten Grunde, wo moosbefleckt,
dämonenböses mit schwarzem Schlangemunde der Brunnen schreckt.
Ein Ton von Bienen, die den Honig mischen, summt überall,
unendlich klagt des Nachts aus Duftgebüsch die Nachtigall.
Ein Garten war, da blühten Georginen im Purpurflor
und Sonnenblumen mit des Cherubs Mienen am offenen Tor.
Mohnpuppen kamen auch, die schön berockten, im grünen Schal,
wenn die Holunderblütenküchlein lockten zu duftgem Mahl.
Es weht mich an, Erinnerungen trunken, der Mittagswind.
An alte Gärten denk ich, die versunken auf immer sind.« (Anm. 13)

{132} Alte Gärten, auf immer versunken, sind sie es wirklich? Sind sie nicht doch da, die Gärten hinter und vor dem Haus, die Schrebergärten, die Parks? Versunken auf immer ist für Ricarda Huch wohl auch die Kindheit und mit ihr die Wahrnehmungs- und Erlebnisfähigkeit des Kindes, das sich vor einem Brunnen fürchten und in Sonnenblumen Cheruben erkennen kann, zugleich aber auch sich an saftigen Birnen berauschen konnte wie an Wein. Wer das Glück hatte, als Kind in einem Garten aufzuwachsen, wird sich daran erinnern, dass niemals wieder ein Baum so geheimnisvoll rauschte, nie der Buchsbaum, der Flieder und der Jasmin so betörend dufteten wie damals, als er noch ein Kind war. Auch die Kindheit, die Anfänge der Menschheit müssen in einem Garten, einem Paradies stattgefunden haben. So meint nicht allein die Bibel, so erzählen viele Mythen und auch antike Schriftsteller wie zum Beispiel Hesiod:

{133} »Golden war das Geschlecht der sprechenden Menschen,
das anfangs sie, die Todfreien, schufen,
die himmlische Häuser bewohnen.
Frucht brachte der nahrungspendende Boden
willig von selbst, nicht kärglich, gehäuft.
Und heiteren Herzens trieben sie friedlich ihr Werk,
begleitet von Gütern die Fülle.« (Anm. 14)

{134} Und ähnlich wie bei dem Griechen Hesiod klingt es später bei dem Römer Ovid, der das Bild noch ausmalt:

{135} »Selbst die Erde, vom Dienste befreit,
nicht berührt von der Hacke,
unverwundet vom Pflug,
so gewährte sie jegliche Gabe.
Und die Menschen, zufrieden mit zwanglos
gewachsenen Speisen,
sammelten Früchte des Erdbeerbaums.
Ewiger Frühling herrschte, mit lauem und freundlichem Wehen
fächelten Zephirlüfte die Blumen,
die niemand gesäet.« (Anm. 15)

{136} Bei Ovid verwandelt sich die Erinnerung an ein vergangenes bereits in die Hoffnung auf ein künftiges Paradies, in ein goldenes Zeitalter, das auf die düstere Gegenwart folgen müsse. Unversehens wird bei ihm aus dem Garten ein Schlaraffenland, in dem der Mensch nichts zu tun braucht, in dem er den Garten nicht mehr zu bestellen braucht.

{137} Der Ägypter dachte da realistischer, er wünschte sich für sein künftiges Leben nach dem Tode, in einem Garten zu wohnen, aber durchaus in einem, den er selbst gepflanzt hat. In einem ägyptischen Totengebete an Osiris heißt es:

{138} »Gewähre, dass ich ein- und ausgehe in meinem Garten, dass ich mich kühle in seinem Schatten, dass ich Wasser trinke aus meinem Teiche jeden Tag, dass ich lustwandle am Ufer meines Teiches ohne Unterlass, dass meine Seele sich niederlasse auf den Bäumen, die ich gepflanzt habe, dass ich mich erquicke unter meinen Sykomoren.« (Anm. 16)

{139} Ob Erinnerung an eine schöne Vergangenheit oder Hoffnung auf eine bessere Zukunft einen irdischen oder einen jenseitigen Ort beschreiben, immer wird dafür das Bild des Gartens gewählt. Vom Propheten Micha stammt die Vision eines künftigen Friedensreiches, die in den letzten Jahren zum geflügelten Wort geworden ist: »Und sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden und ihre Spieße zu Rebmessern. Kein Volk wird wider das andere das Schwert erheben, und sie werden den Krieg nicht mehr lernen. Sie werden ein jeder unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum sitzen, ohne dass einer sie aufschreckt« (Micha 4,3 ff.).

{140} Ging es dem Propheten Micha um den Frieden unter den Völkern, für den der Garten mit Weinstock und Feigenbaum zum Symbol wird, so braucht Klaus Michael Meyer-Abich das Bild vom Garten, um den Frieden mit der Natur zu beschreiben:

{141} »Der Unterschied, auf den es für den Frieden mit der Natur ankommt, ist nicht der zwischen der berührten und der unberührten Natur, sondern etwa der zwischen einem kultivierten Garten oder einer intakten Landschaft und einer kaputten Landschaft wie zum Beispiel dem Ruhrgebiet. Wer sich unter der Natur immer nur die unberührte Natur denkt, lenkt sogar von der entscheidenden Frage ab. Es geht darum, dass wir uns im Umgang mit der Natur zu ihr befreiend und Frieden stiftend verhalten, nicht darum, dass wir uns dieses Umgangs enthalten. Einer Pflanze in meinem Garten zum Beispiel gebe ich, wenn sie dort wachsen soll, die äußere Freiheit, dass sie dort wachsen kann. Dazu müssen ihr vielleicht andere Pflanzen weichen. Alles weitere aber tut sie, wenn sie gesund und kräftig ist, aus innerer Freiheit von alleine. Das ist ihre Natur: von sich aus das zu werden, was sie werden soll. Ich brauche die Pflanze nur wachsen zu lassen, nachdem ich zu Anfang richtig entschieden habe, dass sie dorthin gehört, wo sie nun wächst. Ich Sorge, soweit nötig, für Erde und Wasser, helfe ihr auch, soweit sie Hilfe zur Selbsterhaltung braucht - aber ich ziehe sie nicht groß, wie man bezeichnenderweise sagt, sondern lasse sie wachsen. Im Japanischen gibt es dafür ein eigenes Wort: mu-i, Tätigsein ohne zu handeln. Zum Handeln und Großziehen würden künstlicher Dünger und die Abschirmung von ihrer natürlichen Mitwelt durch die so genannten Pflanzenschutzmittel gehören. Demgegenüber ist das Natürliche von sich her, was es ist - so wie auch das Verhalten eines Menschen natürlich heißt, wenn er innerlich frei und äußerlich ungezwungen so aus sich heraus kommt, wie es seiner Natur entspricht. Ich stelle mir eine umgekehrte, natürliche Technik also nach dem Vorbild eines guten, natürlichen Gartens vor.« (Anm. 17)

{142} Der Garten als Bild für Gewaltlosigkeit und Frieden setzt also den Menschen voraus, der des Zufügens und Erleidens müde ist, der selbst gewaltfrei, ein Gärtner sein möchte. Er setzt einen Spaziergänger voraus, der nicht einfach pflückt, was die Natur ihm bietet, sondern zum Heger wird, der neues Leben ermöglicht. Ein Beispiel dafür hat Goethe gegeben:

{143} »Ich ging im Walde
so für mich hin,
um nichts zu suchen,
das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich
ein Blümlein stehn,
wie Sterne leuchten,
wie Äuglein schön.
Ich wollt es brechen,
da sagt es fein:

Soll ich zum Welken
gebrochen sein?
Ich grubs mit allen
den Würzlein aus,
zum Garten trug ichs
am hübschen Haus.
Und pflanzt es wieder
am stillen Ort;
nun zweigt es immer
und blüht so fort.«

{ 144 } »Nicht dass die Blume und Pflanze schöner wäre als alles andere Geschöpf, hat den Menschen erschüttert und sehnsüchtig nachbildend gemacht, sondern dass sie als einfache Figur auftauchen kann wie nichts anderes Irdisches, um eine Mittelachse herum beiderseits ebenmäßig entfaltet, und ihre Miene ein Gesetz der Raumform, ihre Struktur eine Ordnung, die Ranke, das Blatt, der Kelch leibhaftige Geschwister des Ei's, des Kegels, der Ellipse, des Kreises: Regelmäßigkeit, Wachstumsspiele mehr oder minder versteckt, dahinter eine Regel - welche nur? -, ein Ordnung - wie nur sie nennen? Kosmos heißt im Griechischen Schmuck, Ordnung und Aufbau zugleich, die Begriffe hängen sinnlich fest zusammen. Die Blume, das Blatt, die Ranke sind Ordnungswunder, und der Mensch ist eine Unordnung, die aus der Ordnung kommt und zur Ordnung verlangt. Diese aus dem Boden gewachsene durchsichtige Harmonie ist eine selige Mathematik, der Unselige gewahrt sie darum, weil Er verloren hat, was Sie besitzt.« (Anm. 18)

{ 145 } Wird der Mensch also zum Gärtner, weil er seine eigene innere Ordnung im Spiegel der Blumen sucht? Weil die Natur ihn lehrt, wie er Mensch sein kann? Seit jeher ist Kultur mit dem Garten verbunden, Kultur ist ursprünglich Bodenbearbeitung. Gartenkultur, menschliche Kultur und seelische Kultur sind untrennbar und bedeuten Pflege dessen, was die Natur von selbst hervorbringt, geordnet nach menschlichen Bedürfnissen. Dabei ist der Mensch, der seinen Garten hegt und pflegt, ein Beschenkter und ein Lernender ebenso, wie er im Garten seine Vorstellung von Schönheit oder Nützlichkeit verwirklicht. Der Gärtner gibt seinem Garten sein persönliches Gepräge, und so wird der Garten zum Abbild des Menschen, am Garten lässt sich sein Selbstverständnis ablesen.

{ 146 } »Es ist ganz gleich, ob ein Garten klein oder groß ist. Was die Möglichkeiten seiner Schönheit betrifft, so ist seine Ausdehnung so gleichgültig, wie es gleichgültig ist, ob ein Bild groß oder klein, ob ein Gedicht zehn oder hundert Zeilen lang ist. Die Möglichkeiten der Schönheit, die sich in einem Raum von fünfzehn Schritt im Geviert, umgeben von vier Mauern, entfalten können, sind einfach unmessbar. Es können im Hof eines Bauernhauses eine alte Linde und ein gekrümmter Nussbaum beisammen stehen und zwischen ihnen im Rasen durch eine Rinne aus glänzenden Steinen das Wasser aus dem Brunnentrog ablaufen, und es kann ein Anblick sein, der durchs Auge hindurch die Seele ausfüllt. Ein einziger alter Ahorn adelt einen ganzen Garten, eine einzige majestätische Buche, eine einzige riesige Kastanie, die die halbe Nacht in ihrer Krone trägt.

{ 147 } Ein alter Garten ist immer beseelt. Der seelenloseste Garten braucht nur zu verwildern, um sich zu beseelen. Es entsteht unter diesen schweigenden grünen Kreaturen ein stummes Suchen und Fliehen, Anklammern und Ausweichen, eine solche Atmosphäre von Liebe und Furcht, dass es fast beklemmend ist, unter ihnen allein zu sein. Und doch sollte es nichts

Beseelteres geben als einen kleinen Garten, in dem die lebende Seele seines Gärtners webt. Es sollte hier überall die Spur seiner Hand sein, die zauberhaft das Eigenleben aller dieser stummen Geschöpfe hervorholt, reinigt, gleichsam badet und stark und leuchtend macht. Der Gärtner tut mit seinen Sträuchern und Stauden, was der Dichter mit den Worten tut: er stellt sie so zusammen, dass sie zugleich neu und seltsam scheinen und zugleich auch wie zum ersten Mal ganz sich selbst bedeuten, sich auf sich selbst besinnen.« (Anm. 19)

{ 148} So schreibt Hugo von Hoffmannsthal in der Vorrede zu seinem »Buch der Gärten«, das er nie vollendet hat. Er wünschte sich einen beseelten Garten, beseelt durch den Gärtner. Trotzdem stellt er fest, dass ein Garten, und gar ein verwilderter, auch seine eigene Seele hat. Ähnlich empfand es auch Joseph von Eichendorff:

{ 149} »Kaiserkron und Päonien rot,
die müssen verzaubert sein,
denn Vater und Mutter sind lange tot,
was blühen sie hier so allein?
Der Springbrunn plaudert noch immerfort
von der alten schönen Zeit,
eine Frau sitzt eingeschlafen dort,
ihre Locken bedecken ihr Kleid.
Sie hat eine Laute in der Hand,
als ob sie im Schläfe spricht,
mir ist, als hätt ich sie sonst gekannt -
still, geh vorbei und weck sie nicht!
Und wenn es dunkelt das Tal entlang,
streift sie die Saiten sacht,
da gibts einen wunderbaren Klang
durch den Garten die ganze Nacht.«

{ 150} Garten, geheimnisvolle Frau und Musik - das sind nicht erst in Eichendorffs Fantasie zusammengehörige Elemente. Viele Märchen erzählen von schönen, manchmal verwunschenen oder verzauberten Gärten, in denen eine noch schönere Prinzessin wohnt, nur dass um den Garten eine Mauer gezogen ist oder ein Gitter, die undurchdringlich sind. In diesen Vorstellungen lebt eine Erinnerung an vorgeschichtliche Zeiten fort, in denen der Garten, der heilige Hain, Wohnsitz der Göttin des Lebens, der Liebe und der Fruchtbarkeit war. Nur sie allein bestimmte, wer zu ihrem Garten Zutritt hatte. So hüteten bei den Griechen zum Beispiel weit im Westen drei schöne Frauen, die Hesperiden, einen Garten, in dem goldene Äpfel reiften, und dieser Garten gehörte der Göttin Hera. Später ist es Herakles, dem gewalttätigen Helden, dennoch gelungen, einige dieser goldenen Äpfel zu stehlen. Gartenraub, Gartenfrevel, ja Gartenzerstörung sind Ereignisse der geschichtlichen Zeit, und immer ging es dabei um die Zerstörung von Kultur und Kult zugleich, nämlich um die Zerstörung des weiblichen Kultes. Das Bewusstsein dieses Gartenfrevels, das Schuldgefühl, das damit verknüpft ist, und das Wissen, darum aus dem Garten des Ursprungs vertrieben worden zu sein, gehören zusammen. Ebenso auch die Sehnsucht und Hoffnung, irgendwann möge der zerstörte Garten wieder blühen, irgendwann möge der Zutritt zum verlorenen Paradies wieder gestattet sein. Dabei geht es dann immer um eine Versöhnung zwischen der Seele des Gartens, dem Weiblichen, und dem Gartenzerstörer, dem Männlichen, der vom Frevler zum Gärtner werden soll. Daher ist der Garten immer wieder auch zum Symbol für die Liebe geworden als ein irdisches Paradies, das zumindest für einige Zeit zugänglich ist.

{151} »Erscheine, Göttin, die du wohnst in den Gärten, deine Stimme lass uns hören: die Gefährten lauschen!« heißt es im Hohenlied (8,13), das wie keine andere Dichtung Liebe und Gartensymbolik miteinander verbindet. Der Werbende besingt seine Braut:

{152} »Ein verriegelter Garten ist meine Schwester und Braut,
ein versiegelter Garten mit versiegeltem Quell.
Dein Schoß ist ein Park von Granatbäumen mit allerlei köstlichen Früchten,
Cyperntrauben samt Narden, Narde und Safran,
Gewürzrohr und Zimt samt allerlei Weihrauchhölzern,
Myrren und Aloe mit den allerbesten Balsamen« (4,12-14).

Und die Braut antwortet ihm:

»Mein Gartenquell ist ein Brunnen lebendigen Wassers,
das vom Libanon strömt.

Erwache, Nordwind, und komme, Süd,
durchwehe meinen Garten,
dass seine Balsamdüfte strömen!

Mein Geliebter komme in seinen Garten
und esse von seinen köstlichen Früchten« (4,15 f.).

Nachdem sie sich nach langem Suchen endlich gefunden haben, jubelt er:

»Ich komme in meinen Garten, meine Schwester Braut,
ich pflücke meine Myrrhe und meinen Balsam,
ich esse meine Wabe und meinen Honig,
ich trinke meinen Wein und meine Milch.

Esst, Gefährten, trinkt, und berauscht euch an der Liebe!« (5,1).

{153} Der längst versunkene Garten der Kindheit kann sich in der Liebe wieder öffnen. Das verlorene Paradies kann in einem kleinen, umschlossenen Gartenraum Gegenwart werden. Der Mensch, der aus der ursprünglichen Ordnung herausgefallen ist, kann durch den Anblick einer Blume, die er in seinen Garten gepflanzt hat, erneut innere Harmonie erleben.

{154} Eine Landschaft, die von der Technik zerstört wurde, kann wieder bewohnbar werden, wenn der Mensch sich dazu entschließt, ihr Gärtner zu sein. Völker, die verfeindet sind, können Frieden finden, wenn eines dem anderen seinen Garten gönnt. Mensch und Natur finden im Garten zu sich selbst und steigern sich aneinander zur Kultur. Aber immer bleibt der Garten bedroht, immer muss er geschützt werden vor dem Einbruch zerstörerischer Kräfte. Er bleibt daher immer eine Aufgabe, er muss immer gehegt und gepflegt und bewahrt werden:

{155} »Sommerlich die Gärten tönen,
singen Vögel, rauscht das Laub.
Hinter all dem zärtlich Schönen
geht die Raserei auf Raub.
Sie verstockt sich, nicht zu hören
auf des Lebens Harmonie;
stets nur konnte sie zerstören,
was in Friedlichkeit gedieh.
Wir, die dankerfüllt genießen,
was in Busch und Baum geschieht,
die sich gern bezaubern ließen

durch der Jahreszeiten Lied,
wittern plötzlich das Verderben,
das mich, der das Leben liebt,
dennoch lässt gewaltsam sterben,
wenn es alles dies noch gibt,
ungestört vom Bomber-Dröhnen,
gegen Schlachten-Donner taub:
sommerlichen Glückes Tönen,
Lerche und bewegtes Laub.« (Anm. 20)

{ 156} Max Herrmann-Neisse, von dem dieses Gedicht stammt, starb 1941 in London. Heute könnte er nicht einmal mehr so sicher sein wie damals noch, dass es Lerche und bewegtes Laub auch dann noch geben wird, wenn er selbst durch einen Bombenangriff ums Leben gekommen ist.

{ 157} Traum und Erinnerung, Wunsch und Hoffnung, Gleichnis und Sinnbild des Menschen sehen aus wie Gärten. Er schafft sich Gärten, um zu verwirklichen, dauernd oder vergänglich, was ihm als unstillbare Sehnsucht vorschwebt, eine versagte Welt.

{ 158} Es wurde dunkel, als Walter geendet hatte. Wir zündeten nun die Kerzen am Baum an. Dann meinte Heidelind, was sie mitgebracht habe, füge sich an Walters Überlegungen gut an. Heidelind, eine große, dunkelhaarige Frau, hat viele Kinder geboren und aufgezogen. Auch ihre berufliche Arbeit heute gilt den Kindern. Von ihr strahlt eine große Ruhe und Kraft aus, ein Wissen von dem, was Kleine und Große bewegt und was sie brauchen.

Das Kind in uns

{ 159} “Die Christen in aller Welt feiern heute den Geburtstag ihres Religionsstifters, Jesus von Nazaret, der nach der Überlieferung in Betlehem, nahe bei Jerusalem, geboren wurde, und zwar vor über zweitausend Jahren.«

{ 160} So könnte ein objektiver Nachrichtensprecher den Weihnachtstag kennzeichnen. Ein historisches Datum wäre demnach Anlass zu einem Gedenktag. Aber der Grund zum Feiern der Weihnacht wäre damit nur sehr unzureichend angegeben, zumal die Historiker inzwischen errechnet haben, dass Jesus sehr wahrscheinlich nicht im Jahre Null, sondern schon im Jahre 7 vor geboren wurde.

{ 161} »Ich lag in tiefster Todesnacht,
du warest meine Sonne,
die Sonne, die mir zugebracht
Licht, Leben, Freud und Wonne.
O Sonne, die das werte Licht
des Glaubens in mir zugericht',
wie schön sind deine Strahlen!« (Anm. 21)

{ 162} So heißt es in einem bekannten Weihnachtslied. Da wird Weihnachten nicht objektiv, sondern aus subjektiver Sicht, aus dem Glauben beschrieben, nicht als Gedenktag, sondern als ein gegenwärtiges Ereignis, als die Geburt weniger des historischen Jesus als des Christus im heutigen Menschen. Historisches Datum und gegenwärtige Glaubenswirklichkeit

sind im Weihnachtsfest unlöslich miteinander verbunden. Das historische Datum steht für die Einmaligkeit, die Unwiederholbarkeit der Geburt Jesu; für den Glauben aber ist entscheidend, dass das Einmalige zugleich das immer wieder Gültige, das Wiederholbare, eben das gegenwärtig Wirksame ist.

{ 163 } »Wär Jesus tausendmal in Betlehem geboren und nicht in dir, du wärst doch ewiglich verloren.« (Anm. 22) So sagt es der Mystiker Angelus Silesius. Um diese Geburt des Christus im Einzelnen geht es eigentlich zu Weihnachten. Dabei ist es keineswegs entscheidend, dass sich diese Geburt im Menschen gerade in den Weihnachtstagen ereignet, sondern die Kirche gestaltet zu Weihnachten die Geschichte von der Geburt Jesu, damit sich diese Geschichte einprägt und sich dann irgendwann zum Muster und Modell eignet, an dem sich der Einzelne orientieren kann, wenn für ihn der Tag, die Stunde der Geburt des Christus in ihm selbst kommt.

{ 164 } Eine Therapeutin erzählt von einer Frau, die zu ihr in die Sprechstunde gekommen war, weil sie in einer Lebenskrise steckte. Die Frau brachte eines Tages ein Bild mit, das sie gemalt hatte. Therapeuten fordern ihre Patienten oft auf zu malen, was ihnen einfällt, auch wenn sie nichts von Kunst verstehen. Wesentlich daran ist nur, sich einfach dem zu überlassen, was die Hand mit den Farben auf ein Blatt Papier bannt. Das ist ein ähnlicher Vorgang wie das Träumen. Diese Patientin nun brachte ein solches Bild mit. Darauf war ein Weg zu sehen und ein großer Baum. Der Baum hatte eine mächtige Krone, vor allem aber ein ausladendes Wurzelwerk. In dieses Wurzelwerk hatte die Frau ein helles, leuchtendes Etwas hinein gemalt, das wie ein Embryo aussah. »Dies ist das Lichtkind«, sagte die Frau erregt zu der Therapeutin. Mehr wusste sie dazu nicht zu sagen. Das Bild war ihr sehr wichtig. »Warum?« fragte die Therapeutin. »Weil das Lichtkind darauf erschienen ist.« - »Erschienen?« fragte die Therapeutin zurück. »Ja«, sagte die Frau, »es ist einfach erschienen. Ich hatte nicht vor, so etwas zu malen, ich wusste nicht, dass es so etwas gibt, es hat sich wie von selbst gemalt.« Und sie fügte hinzu: »Nachdem ich das Bild gemalt hatte, ging es mir viel besser, ich spürte eine innere Erregung und wieder neue Energie nach der langen Zeit der Kraftlosigkeit, in der ich mich so hilflos gefühlt hatte.« (Anm. 23)

{ 165 } »Es hat sich wie von selbst gemalt«, sagte die Frau über das Lichtkind auf ihrem Bild, »es ist einfach erschienen.« Mit diesem geheimnisvollen, unerklärlichen »Es« beginnt auch die Weihnachtsgeschichte des Evangelisten Lukas: »Es begab sich aber zu der Zeit...« Diese Frau sagte: »Ich wusste nicht, dass es so etwas gibt wie das Lichtkind.« Weihnachten aber wird gefeiert, damit alle erfahren, dass es so etwas gibt wie ein Lichtkind, das in dunklen Nächten der Krise auf einmal erscheint und Erregung auslöst, neue Energie bringt und Hoffnung.

{ 166 } »Immer aber, wenn Verbrechen sich erhebt und Frömmigkeit zu wanken droht, erschafft Gott Vishnu sich erneut und geht durch seine Wunderkraft Maya in einen Mutterschoß ein.« (Anm. 24)

{ 167 } So heißt es in der Bhagavadgita, dem großen Lehrgedicht aus dem indischen Epos Mahabharata. Der Vers bezieht sich auf Krishna, den Heil bringenden Gottmenschen des indischen Mythos. Die Geschichte von der wunderbaren Geburt des Krishna weist erstaunlich viele Ähnlichkeiten auf mit der Geschichte von der Geburt Jesu. Seine Geburt wird angekündigt in einer Zeit des Unrechts und der Gewaltherrschaft; der regierende Diktator Kansa versucht, diese Geburt zu verhindern und dann den Neugeborenen zu töten. Aber Krishna, in dem sich der Gott Vishnu inkarniert, ist nicht aufzuhalten. Im indischen Mythos heißt es: »Dann - in der tiefen Dunkelheit der Nacht - erschien die höchste Persönlichkeit Gottes, Vishnu, der sich im Innersten

des Herzens eines jeden befindet, aus dem Herzen Devakis wie der Vollmond, der am östlichen Horizont aufgeht.« (Anm. 25)

{168} Vielen Christen ist es gar nicht recht, wenn sie hören, dass es in anderen Religionen Parallelen zu der Geschichte von der Geburt Jesu gibt. Aber es lässt sich nicht leugnen, dass es zahlreiche Mythen von göttlichen Kindern gibt, deren Geburt unter ähnlich ungewöhnlichen Umständen vor sich ging wie die Jesu. Solche Mythen sind aus Indien, aus Persien und anderen Ländern überliefert. Sie haben mehrere Merkmale gemeinsam: die Ankündigung der Geburt durch ein Orakel, durch weise Männer oder Boten Gottes, die Erwählung einer Jungfrau zur Mutter, die auf ungewöhnliche Weise schwanger wird, die Gefährdung der Schwangeren, weil der Machthaber sich vor dem Neugeborenen fürchtet und es umbringen will, die Geburt selbst, die von wunderbaren Ereignissen in der Natur begleitet wird, die außergewöhnliche Schönheit des Kindes, die Verfolgung des Kindes durch den Machthaber und seine Rettung, das Aufwachsen des göttlichen Kindes im Verborgenen, sein endliches Erscheinen, durch das es den Machthaber entmachtet und das verheißene Heil verwirklicht.

{169} Die meisten dieser mythischen Motive sind in der Erzählung von der Geburt Jesu enthalten. Das Erstaunliche an den Berichten der Evangelisten von der Geburt Jesu sind also nicht die Wunder, die sie begleiten, das wirklich Erstaunliche und Neue ist, dass sie im Falle Jesu von einem wirklichen Menschen erzählen, der nachweislich historisch gelebt hat. Denn die Mythen erzählen selbstverständlich nur von mythischen Gestalten, von denen die Religionswissenschaft nicht weiß, ob sie an eine historische Persönlichkeit anknüpfen oder nicht.

{170} Mythische Vorstellungen stehen hinter dem Datum des Weihnachtsfestes, denn das Datum der Geburt Jesu ist nicht bekannt. In Rom feierte man am 25. Dezember das Fest der unbesiegtten Sonne, und dieses Fest knüpfte an den Mythos des persischen Mithras an, eines Lichtbringers, dessen Kult zunächst die römischen Legionen erobert hatte und schließlich mit dem Kult des römischen Kaisers verschmolzen war, der sich selbst als Gott verehren ließ. Die frühe Kirche setzte das Fest der Geburt Christi natürlich mit Absicht auf dieses Datum fest. Sie sagte damit, dass der wahre Lichtbringer und wahre Gott Jesus Christus sei. Kelten und Germanen feierten um diese Zeit schon längst das Fest der Wintersonnenwende, mit dem die zwölf heiligen Nächte begannen. Der Furcht vor dem wilden Heer Wotans, das nach dem Glauben unserer Vorfahren in diesen Nächten sein Unwesen trieb, schob die Kirche einen Riegel vor, indem sie verkündete, dass Christus alle Dämonen und bösen Geister besiegt.

{171} »Wintersonnenwende, Nacht hat nun ein Ende. Die Jungfrau hat geboren, es wächst das Licht.«

{172} Das Licht wächst, schwach noch wie die Wintersonne, klein noch wie ein neugeborenes Kind, aber doch unaufhaltsam. So ist es an der Natur abzulesen, so sagen die Mythen, so verkündet der Glaube. Aber es ist einseitig, wenn an Weihnachten nur von der frohen Botschaft der Engel an die Hirten von Betlehem die Rede ist und von dem Wunder, dass Gott selbst gekommen ist, um zu retten und zu heilen. Gerade weil Weihnachten auf diesem Hintergrund zu einem nur fröhlichen, von Lobgesang erfüllten Fest werden soll, beleidigt es oft unseren Realitätssinn. Der Friede, von dem die Engel singen, bleibt alle Jahre wieder doch nur Wunschtraum; die Rettung von Not und Ungerechtigkeit, von Gewalt und Leid ist noch immer nicht in Sicht, auch wenn um Weihnachten alle davon reden und wohl auch versuchen, danach zu

handeln. Allzubald kommt der Jahreswechsel heran, und alle Welt erinnert sich wieder an die vielen ungelösten Probleme der Gegenwart, die nur für einige Tage verdrängt worden sind.

{173} Es gibt ein Motiv der mythischen Überlieferung und ebenso der Weihnachtsgeschichte, an das in den Festtagen niemand gerne denken will, das aber die brutale Realität mitten hineinrückt in das Geschehen der wunderbaren Geburt. Der Evangelist Mattäus erzählt von den Magiern aus dem Morgenland, die bei König Herodes in Jerusalem nach dem neugeborenen König der Juden fragen. Die herbeigerufenen Schriftgelehrten sagen, er müsse in Betlehem zur Welt kommen, und König Herodes fordert die Magier auf, nach dem Kind zu suchen und ihm dann Bericht zu erstatten. Aber nachdem die Magier das Kind gefunden haben, bekommen sie im Traum Weisung, nicht wieder nach Jerusalem zu Herodes zu gehen. Sie nehmen einen anderen Weg zurück in ihre Heimat. Wörtlich heißt es bei Mattäus: »Als darauf Herodes sah, dass er von den Magiern getäuscht worden war, wurde er sehr zornig, sandte hin und ließ in Betlehem und in dessen ganzem Gebiet alle Knäblein töten, die zweijährig und darunter waren, gemäß der Zeit, die er von den Magiern genau erkundet hatte. Da wurde erfüllt, was durch den Propheten Jeremia gesprochen worden ist, welcher sagt: > Eine Stimme hört man in Rama, viel Weinen und Jammern; Rahel weint um ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, weil sie nicht mehr sind<< (Mattäus 2,16 ff.).

{174} Wunderbare Geburt und Kindermord stehen nebeneinander auf dem großen Weihnachtsgemälde der Evangelisten. Der Kindermord von Betlehem ist historisch nicht zu beweisen, auch wenn König Herodes mehr als genug politische Morde nachgewiesen werden können. Die Frage, wie er in die Weihnachtsgeschichte hineingeraten ist, lässt sich darum nicht von der Geschichte, sondern nur vom Mythos her erklären. In dem schon erwähnten indischen Mythos von der Geburt Krishnas spielt König Kansa die Rolle, die hier Herodes hat. Da wird erzählt: »Kansa in seinem Zorn wollte das Kind gegen einen Felsen schmettern. Doch verwandelte sich dieses in der Luft in die Göttin Devi, die ihm die Rettung seines Widersachers verkündete. Da ließ Kansa alle neugeborenen Knaben in der Umgebung, deren er habhaft werden konnte, töten.« (Anm. 26)

{175} Die Machthaber, ob sie nun Kansa oder Herodes heißen, fürchten den neugeborenen Knaben, von dem man ihnen gesagt hat, dass er sie entmachten werde, und reagieren mit Mord, mit wahllosem Kindermord. Das ist die Wahrheit über den Menschen, wie der Mythos sie sieht, und darum gehört das Weinen Rahels über ihre Kinder, die nicht mehr sind, in die Weihnachtsgeschichte. Es gibt Theologen, die allen Ernstes Jesus verantwortlich machen für den Tod all dieser unschuldigen Kinder. Eine unheimliche These, die auf derselben Ebene liegt wie die Deutung des Todes Jesu am Kreuz als Ausdruck des Willens Gottes oder des bereitwilligen Opfers Jesu. Dass Jesus einem politischen Mord zum Opfer fiel, ebenso wie die Kinder von Betlehem, dass es also Menschen sind, die hier zu Mördern werden, will man nicht sehen. Aber erst auf dem Hintergrund dieser Realität erschließt sich die Dramatik der Geschichte von der wunderbaren Geburt eines göttlichen Kindes. Erst vor diesem Hintergrund verliert die Weihnachtsgeschichte jede Tendenz zum allzu Süßen und Kitschigen. Jedes Drama bedarf, um spannend zu werden, des Gegenspielers zum Helden, des Bösewichts. Alle, die Christgeburtsspiele erdacht und aufgeführt haben, haben das gespürt. Da wurde denn der Herbergsvater oder der hartherzige, geizige Bauer erfunden, der Josef und der schwangeren Maria eine Unterkunft verweigert, sodass sie nur in einem Stall bleiben konnten.

{176} Aber wie harmlos nimmt sich der ungastliche Herbergsvater aus gegenüber dem König Herodes, der die Macht hat und sie nutzt, um alle Jungen unter zwei Jahren im Raum Betlehem abzuschlachten. Es geht um mehr als um ein wirkungsvolles Drama. Es genügt auch nicht, mit erhobenem Zeigefinger auf all die Mächtigen und Bösen in der Welt zu verweisen, die ohne Rücksicht auf Kinder Kriege führen, die Umwelt zerstören und millionenfachen Hunger verursachen. Von all diesen Gräueltaten kann man sich distanzieren; man kann das wilde Heer draußen vor der Tür lassen und um so enger zusammenrücken im trauten Familienkreis. Was der Mythos, was die Weihnachtsgeschichte intendiert, ist vielmehr Selbsterkenntnis, ist Umkehr. Es geht darum, des Königs Herodes in sich selbst ansichtig zu werden, jener Instanz, die sich gegen alles Neue wehrt und es so schnell wie möglich unterdrückt oder beseitigt. Damit wird in der Weihnachtsgeschichte eine dritte Dimension sichtbar.

{177} Die erste Dimension ist die rein historische. Jesus war ein Mensch, »geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan« (Galater 4,4), wie der Apostel Paulus nüchtern feststellt.

{178} Die zweite Dimension ist die Glaubensaussage, die Jesus als den von Gott gesandten Retter schildert. Diese Glaubensaussage verwendet Motive des Mythos, um das Besondere dieses Kindes darzustellen: die Verkündigung des Engels an Maria, das Erscheinen der Engel in der Nacht von Betlehem bei den Hirten, den Stern, den die Magier sehen und dem sie folgen. Und König Herodes, der das Kind umbringen will. Endlich die Flucht der Eltern mit dem Kind nach Ägypten und seine Rettung.

{179} Die dritte Dimension nun ist diejenige, die aus der Erzählung heraus den Hörenden und Feiernden selbst anspricht, ihn zum Betroffenen und Teilnehmer an dieser Geschichte macht. Erst durch diese Identifikation wird die Weihnachtsgeschichte Gegenwart. Um dies zu erläutern, sei noch einmal an jene Frau erinnert, der auf ihrem Bild von einem Baum auf einmal ein Lichtkind erschienen war, das sich, wie sie sagte, von selbst gemalt hatte. Sie nahm es erregt und dankbar an, fühlte neue Energie und Zuversicht. Diese Frau identifiziert sich, ohne es zu wissen, mit Maria, die auf die Botschaft des Engels, wenn auch zunächst überrascht, geantwortet hat: »Es geschehe, wie du gesagt hast.« Und sie hatte das Glück, mit ihrem Bild zu einer Therapeutin gehen zu können, die einfühlsam und verständnisvoll darauf reagierte und sie in dem Glauben bestätigte, dass mit diesem Lichtkind wirklich ein neuer Impuls in ihr Leben gekommen war. Dieser Therapeutin gleicht in der Weihnachtsgeschichte Elisabeth, zu der Maria ging. Elisabeth, die zu Maria sagte: »Selig bist du, die du geglaubt hast.« Aber es hätte auch anders kommen können. Ein weniger einfühlsamer Gesprächspartner hätte der Frau vielleicht zu ihrem künstlerisch gewiss nicht besonders wertvollen Bild sagen können: »Lass mich in Ruhe mit dieser Geschmiere, tu lieber etwas Vernünftiges.« Damit hätte er in dieser Frau etwas getötet, vielleicht sogar ihr Lichtkind; er wäre für sie zum Herodes geworden. Oder, noch schrecklicher: Die Frau hätte sich, einige Tage, nachdem sie dieses Bild gemalt hat, sagen können: Ach, was soll's, das war nur so ein emotionaler Augenblick, in dem ich etwas gespürt habe, tatsächlich hat sich doch nichts geändert in meinem Leben; ich vergesse das alles am besten wieder und schleppe mein schlimmes Schicksal weiter. Damit hätte sie selbst das Lichtkind wieder getötet.

{180} Jeder Mensch hat verschiedene Stimmen in sich selbst. Die Tiefenpsychologie hat für diese Stimmen Bezeichnungen gefunden. Das einfachste Modell liefert die Transaktionsanalyse. Danach ist die eine Stimme im Menschen das Eltern-Ich, das einem sagt, was man tut und was man nicht tut. Oft ist dieses Eltern-Ich moralisierend und verurteilend, eben

so, wie der einzelne seine Eltern erlebt hat, als er ein Kind war. In jedem Erwachsenen lebt auch ein Kindheits-Ich, Ausdruck für Gefühle, für die Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit und oft genug auch für Trauer und Schmerz. Die dritte Instanz ist das Erwachsenen-Ich, das die Realität richtig einschätzt und entsprechende Entscheidungen trifft, wobei es zwischen seinem Kindheits-Ich und der Instanz des Eltern-Ich sinnvoll vermittelt. Dieses Erwachsenen-Ich ist bei den meisten nicht ausreichend entwickelt, und dieser Mangel ist dann die Ursache für viele Krisen und Störungen. Der Einzelne lebt zum Beispiel unter dem Diktat des Eltern-Ich und unterdrückt das Kind in sich selbst, also seine vitalen Bedürfnisse.

{ 181 } Es ist nicht schwer, in König Herodes ein negatives Eltern-Ich zu erkennen, das alles Spontane und Neue sofort verurteilt und abwehrt. Einen König Herodes im verkleinerten Maßstab hat jeder in sich. Und solange diese Instanz, die nur das Althergebrachte gelten lässt und sich an die einmal errungene gesellschaftliche Position klammert, allein die Macht hat, hat das Kind im Menschen keine Lebenschance, wird es immer wieder ermordet. Denn das Kind ist zu ohnmächtig, um sich zu schützen. Das Kind hat aber die große Fähigkeit, das Wunderbare wahrzunehmen. Wenn jemand Engel sieht und ihre Botschaft versteht, ist es das Kind in ihm. Denn das Kind schützt sich nicht mit rationalen Argumenten gegen das, was von jenseits der Realität in die Welt hereinkommt. Um in dieser Welt überleben zu können, braucht das Kind aber das Erwachsenen-Ich, das die Realität richtig einschätzt, ohne dabei das Kind zu verraten. Ein Erwachsenen-Ich zeigen in der Weihnachtsgeschichte Maria und Josef, aber auch die drei Magier. Die Magier schätzen die Tatsache, dass Herodes sich von diesem Kind bedroht fühlt, richtig ein und kehren darum nicht zu ihm zurück. Sie schützen das Kind durch eine kluge Entscheidung. Ähnlich verhalten sich Maria und Josef, indem sie mit dem Kind nach Ägypten fliehen. Auch sie schätzen Herodes realistisch ein, ebenso ihre eigenen Kräfte. So weichen sie nach Ägypten aus, um das Kind zu schützen.

{ 182 } Die Flucht nach Ägypten ist ein Motiv, das viele Maler inspiriert hat. Maria sitzt auf einem Esel und hält das Kind im Arm. Josef führt das Tier am Zügel. Auf manchen Bildern schwebt ein Engel über ihnen und weist ihnen den Weg. So ziehen sie über die Straßen dieser Welt. Von dem Kind auf dem Schoß Marias aber geht ein Licht aus, als stünden seine Eltern, der Esel, ja selbst der Engel unter seinem Schutz.

{ 183 } Selbstverständlich darf man das göttliche Kind nicht mit einem normalen Kind oder auch mit dem Kindheits-Ich im Erwachsenen verwechseln. Es bedeutet für den Glauben mehr als nur die Erneuerung des kreatürlichen Lebens. Es meint neue Schöpfung, Erneuerung des Menschen und Erneuerung der Welt; es bedeutet Ankunft einer neuen Gottesoffenbarung und damit ein neues Gottesbild sowie ein gewandeltes Verständnis des Menschen und der Welt. In einem Weihnachtslied heißt es:

{ 184 } »Dies ist die Nacht, da mir erschienen
des großen Gottes Freundlichkeit;
das Kind, dem alle Engel dienen,
bringt Licht in meine Dunkelheit,
und dieses Welt- und Himmelslicht
weicht hunderttausend Sonnen nicht.
Drum, Jesus, schöne Weihnachtssonne,
bestrahle mich mit deiner Gunst,
dein Licht sei meine Weihnachtswonne

und lehre mich die Weihnachtskunst,
wie ich im Lichte wandeln soll
und sei des Weihnachtsglanzes voll.« (Anm. 27)

{185} Obwohl nach dem Glauben ein so himmelweiter Unterschied besteht zwischen dem göttlichen Kind der Weihnacht und einem wirklichen Kind, hat Jesus sich eindeutig mit jedem Kind identifiziert: »Wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf« (Mattäus 18,5). Mit diesem Wort Jesu wird der Glanz des Mythos, der Weihnachten zu einem Fest macht, wieder hineingenommen in die alltägliche Wirklichkeit. Da muss sich bewähren, ob die frohe Botschaft, dass Gott Mensch geworden ist, wirklich aufgenommen worden ist. Denn sie besagt nicht weniger, als dass in jedem Menschen Christus gegenwärtig ist und ganz besonders jedes Kind nicht allein des Schutzes und der Fürsorge bedarf, sondern auch eine Botschaft mitbringt, etwas vom weihnachtlichen Glanz, der ständig gegenwärtig bleibt.

{186} Dies zu erkennen, dazu bedarf es wieder des Kindes im Erwachsenen, das eben nicht vergangen ist, sondern oft genug nur unterdrückt und verdrängt wird. Jesus ermunterte und ermutigte dazu, dieses Kind im Erwachsenen leben zu lassen: »Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Reich Gottes kommen« (Mattäus 18,3).

{187} Werden wie die Kinder, das ist oft missverstanden worden, so als solle ein erwachsener Mensch wieder unmündig und gehorsam sein. Aber nicht das hat Jesus damit gemeint. Mithilfe der Tiefenpsychologie lässt es sich genauer sagen: Das Kind im Erwachsenen ist Symbol für Unbefangenheit, für Offenheit und Vertrauen, für Neugier und Freude, für Trauer und Schmerz, für Fantasie und letztlich für Kreativität. Niemand kann lieben und sich freuen, das Leben genießen und mit anderen leiden, wenn er nicht das Kind in sich leben lässt. Er wäre vertrocknet und wie tot. Ohne dieses Kind im Erwachsenen gibt es kein Fühlen und damit auch keine Wahrnehmung für den Sinn des Lebens, ohne dieses Kind keine religiöse Erfahrung und Wahrnehmung für das, was über die Realität hinaus dieses Dasein umgreift.

{188} Maria war sehr wahrscheinlich erst ein vierzehnjähriges Mädchen, als der Engel Gabriel ihr erschien. Denn um diese Zeit wurden Mädchen damals verlobt. Nach heutigen Begriffen war sie also fast noch ein Kind. So war sie bereit, die Botschaft des Engels zu hören und aufzunehmen. Josef, wahrscheinlich schon etwas älter, hatte es schwerer, ein solches Wunder wie die Geburt eines göttlichen Kindes anzuerkennen. Er wollte Maria heimlich verlassen. Aber da erschien ihm ein Engel im Traum – im Traum, weil da auch in Josef das innere Kind nicht verdrängt und unterdrückt war. Der Engel sagte ihm: »Scheue dich nicht, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen, denn was in ihr gezeugt ist, das ist vom heiligen Geist« (Mattäus 1,20). Josef hätte nach diesem Traum dasselbe sagen können wie die Frau über ihr Lichtkind: Ich wusste nicht, dass es so etwas gibt, es hat sich wie von selbst gemalt. »Scheue dich nicht«, dieser Rat des Engels an Josef hört sich leiser an als das »Fürchtet euch nicht« der Engel an die Hirten. »Scheue dich nicht«, das meint: Sei nicht zu stolz, schäme dich nicht, das, was da klein und leise kommt, aufzunehmen. Indem Josef auf diesen Traum hörte und ihn befolgte, wurde er genauso jungfräulich wie Maria.

{189} So hält die Weihnachtsgeschichte jedem einen Spiegel vor, in dem er erkennen kann, wie er selbst zu dem göttlichen Kind steht. Ob er bereit ist, auf seine Träume und Ahnungen zu hören, sie auch bei anderen zu achten und anzunehmen, ob er Kindern ihr

Lebensrecht gewährt und sie schützt, oder ob er mit Abwehr reagiert und sich damit selbst den Zugang zum Leben verschließt.

{190} Margarete, die Älteste in unserer Runde, dankte Heidelind für ihre Worte und meinte, was sie uns sagen wolle, berühre sich in vielem mit Heidelinds Gedanken. Margarete ist eine Frau, die man immerzu anschauen möchte. Ihr Gesicht strahlt Güte und Besonnenheit aus, die Erfahrung eines langen, arbeitsreichen Lebens, von dem sie sich noch keineswegs zurückgezogen hat. Sie freue sich, meinte sie zu Anfang, dass sie hier dabei sein könne, unter wirklichen Freunden, und darüber wolle sie uns auch etwas erzählen.

Gefährten finden

{191} Gefährten, das sind Menschen, die mit uns reisen, mit uns wandern, mit uns zum selben Ziel unterwegs sind. Ein Gefährte nimmt es mir nicht ab, selbst meinen Weg zu gehen, aber er leistet mir Gesellschaft, unterhält mich, ermutigt mich, besteht mit mir gemeinsam Gefahren und sucht mit mir zusammen nach einem Weg, den wir gehen können. Ein Gefährte ist mir nicht unter- oder übergeordnet, sondern gleichrangig, Freund, Kumpel und manchmal, wenn es nötig ist, wohl auch Retter aus einer Gefahr oder Vorbild und Beispiel, wenn ich nicht mehr weiter kann und will. Im Stillen mag sich mancher nach solchen Gefährten sehnen, auch wenn er eigentlich nicht allein ist.

{192} Da ist die Familie, da sind Kollegen, da sind Nachbarn, Bekannte und Freunde. Da gibt es Liebe, Vertrauen, Zusammengehörigkeitsgefühl, aber da gibt es auch Konflikte, schmerzhaftes Missverständnisse, Neid, Konkurrenz, Ängste und Sorgen. So mancher hat schon erlebt, dass er mitten in all diesen Beziehungen doch einsam ist und ein wirklicher Gefährte ihm oft genug fehlt.

{193} In unseren Beziehungen scheint heute kaum noch etwas selbstverständlich zu sein. Wo wir hinschauen und hinhören, gibt es Krisen und Probleme. Ich will die Zahl der Analysen hier nicht vermehren. Ich möchte etwas sehr Einfaches, fast Naives tun und danach fragen, ob denn Jesus eine Antwort hat auf das Gefühl der Einsamkeit und auf unsere Beziehungsschwierigkeiten. Vordergründig ist das nicht leicht zu zeigen. Unter den vielen Gesprächen und Heilungsgeschichten, die uns überliefert sind, ist kein Bericht darüber, dass Jesus etwa befragt worden wäre zu dem, was wir heute eine Ehekrise nennen. Auch keiner, in dem er Liebeskummer geheilt hätte. Ganz im Gegenteil ist von Jesus etwas ganz anderes zu hören: »Meint nicht, dass ich gekommen sei, Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, einen Menschen mit seinem Vater zu entzweien und eine Tochter mit ihrer Mutter und eine Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter, und des Menschen Feinde werden die eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert« (Mattäus 10,34-39).

{194} Jesus geht es also nicht um Familienfrieden, sondern er riskiert Familienkrach, und zwar unversöhnlichen. Natürliche Bindungen gelten für ihn nicht, sondern nur eine Bindung zählt für ihn: die Liebe zwischen ihm und seinen Nachfolgern. Er, Jesus, will Gefährte sein, und zwar der einzige. Da gibt es für Jesus keine Kompromisse.

{195} Einmal kamen Jesu Mutter und seine Brüder, während er in einem Haus von einer Volksmenge umdrängt war, die ihm zuhörte. Sie sandten einen Boten zu ihm und ließen ihn zu

sich rufen. Da rief Jesus in die Menge: »Wer sind meine Mutter und Schwestern meine Brüder?« Und er wies auf diejenigen, die ihm zuhören, und rief ihnen zu: »Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter« (Markus 3,35).

{196} Jesus sagt damit sehr eindeutig, wie wir Gefährten finden: nicht unter denen, die uns durch natürliche Familienbande nahe stehen, sondern unter denen, die auf ihn hören und so den Willen Gottes tun. Jesus zerreißt die natürlichen Bindungen und ruft dafür eine neue Familie aus: die der Wahlverwandten, die der Gefährten, die mit ihm auf dem Weg sind zum Reich Gottes.

{197} Das bedeutet etwas zunächst Widersprüchliches: Wenn ich mich einsam fühle und Gefährten finden will, muss ich zunächst einmal alle Beziehungen und Bindungen, in denen ich lebe, aufgeben, sie geradezu zerreißen. Je nachdem, wie die Beziehungen sind, in denen wir uns befinden, klingt das erschreckend und unzumutbar oder aber befreiend. Diese Worte Jesu sind daher auch nicht gerade oft zum Thema von Bibelarbeiten und Predigten gemacht worden. Sie enthalten revolutionären Sprengstoff. Ein Jesus, der erklärtermaßen das Schwert und den Streit mitten in die Familien hineinträgt, eignet sich nicht für kirchliche Ehemoral und auch nicht für den Schutz der christlichen Familie. Er eignet sich viel eher für eine kleine Schar von Aussteigern, die ohne Rücksicht auf natürliche und soziale Ordnung, ohne Rücksicht auf Gesetz und Sitte einen radikal anderen Weg gehen, wie es die Wanderkommune, die mit Jesus zog, ja auch getan hat. Unter seinen Nachfolgern waren nicht nur Männer, die ihre Familien verlassen haben, sondern auch Frauen, die ihre Männer verlassen haben, um Jesus nachzufolgen. Und sie waren füreinander Gefährten. Nein, es ging Jesus nicht um die Therapie unserer Beziehungen, nicht um Eheberatung und auch nicht um Erziehungsberatung oder die Wiederherstellung alter Regeln und Werte. Es ging ihm um das radikal Neue, um das nahe bevorstehende Reich Gottes.

{198} Das klingt sehr unbequem, aber es ist immer wieder gut, uns darauf zu besinnen, wer Jesus wirklich war und was er sagte. Das ganze Geflecht der kirchlichen Traditionen mit ihren Normen und Wertmaßstäben und oft genug einengenden Moralgesetzen hat wenig mit der radikalen Freiheit zu tun, zu der Jesus herausgefordert hat. Ebenso wenig sind unsere Bedürfnisse und Glcksvorstellungen einfach dasselbe wie die Botschaft Jesu vom Reich Gottes.

{199} Und doch ist diese Botschaft eine frohe Botschaft, die gerade nichts bermenschliches von uns verlangt, sondern etwas sehr Nahes und Menschliches. Denn als die Jünger Jesus einmal fragten: »Wer ist wohl der Größte im Reich der Himmel?«, rief Jesus ein Kind herbei, stellte es mitten unter sie und sprach: »Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Reich der Himmel kommen« (Mattäus 18,1 ff.). Wie anstößig und verblüffend diese Auskunft Jesu für damalige Ohren war, wird deutlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass für Juden die Kinder noch keine Beziehung zu Gott haben. Sie gelten als unmündig und damit als unrein. In den Bund mit Gott tritt der jüdische Junge erst mit seiner Volljährigkeit ein. Ganz folgerichtig hatten die Jünger darum auch die Frauen und Kinder abgewehrt, die in die Nähe Jesu kommen wollten. Was sollten diese Unreinen in der Nähe des heiligen Rabbi? Sie jagten sie weg. Aber Jesus schalt sie und rief ihnen zu: »Lasst die Kinder zu mir kommen und wehrt sie nicht ab, denn ihnen gehört das Reich Gottes« (Markus 10,14). Jesus ist nicht nur ein Kinderfreund, der die Kleinen segnet, sondern ein Streiter für die Kinder. Ohne jeden Vorbehalt spricht er ihnen das Reich Gottes zu. Und weil die Kinder schon ins Reich Gottes gehören, sollen die Erwachsenen wie Kinder werden, um da hineinzukommen.

{200} Das Wort »So ihr nicht werdet wie die Kinder« ist oft verniedlicht und verkitscht worden, folglich mochte auch kein vernünftiger erwachsener Mensch damit etwas anfangen. Dass Christen Kinder Gottes sein sollen, wird auch oft so verstanden, dass sie unmündig, gehorsam und lieb sein sollen und ja keine eigene Meinung haben dürfen. Aber es geht auch hier zunächst einmal um Freiheit. Denn diese Aussage stellt einen gewaltigen Bruch gegenüber dem Alten Testament dar. Für den alttestamentlichen Mann war es heilige Pflicht, Kinder, insbesondere Söhne zu zeugen, weil die Verheißung des Heils an die Nachkommen gebunden war. Jesus stellt dem etwas ganz anderes entgegen: nicht dass wir Kinder zeugen, sondern dass wir Kinder werden sollen. Und das Johannesevangelium sagt ausdrücklich: »So viele ihn, Jesus, aber aufnahmen, denen gab er Anrecht darauf, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben, welche nicht aus Blut noch aus Fleischeswillen noch aus Manneswillen, sondern aus Gott gezeugt sind« (Johannes 1,12 f.). Kinder Gottes sind daher frei, nicht abhängig von Elternhaus, Erziehung und Umwelt; sie verdanken sich und ihr Lebensrecht nicht ihren Eltern oder irgendwelchen Gesetzen, sondern allein dem Geist Gottes. Und wie diese Freiheit gelebt werden kann, wie diese Daseinsbejahung ihren Ausdruck finden kann, dafür hat uns Jesus ein ganz normales menschliches Kind als Beispiel vor Augen gestellt. Auch dies ist wieder Zumutung und Befreiung zugleich. Zumutung, wenn ein Kind in unseren Augen dumm, hilflos, schutzbedürftig und naiv ist. Wer möchte schon so sein? Eine Befreiung aber, wenn wir eine Ahnung davon haben, dass wir eigentlich immer noch Kinder sind, nur dass das Kind in uns nicht leben darf, sondern eingezwängt ist in die Verhaltensmaßregeln, die man uns anerzogen hat und an die wir uns als Erwachsene halten, um nicht unangenehm aufzufallen.

{201} Wer dieses traurige, eingezwängte Kind in sich selbst erkannt hat, für den ist Jesu Aufforderung »Kehrt um und werdet wie die Kinder« eine glückliche Befreiung.

{202} Mithilfe psychologischer Erkenntnisse können wir noch genauer erkennen, was denn damit gemeint sein könnte. Es geht nicht darum, dass wir wieder klein und unmündig werden, sondern dass wir das Kind in uns leben lassen und damit ein ganzes Reich gewinnen: Wahrnehmungsfähigkeit, Liebesfähigkeit, Kreativität, Gefühlsreichtum, Leidenschaft, Freude, Glück, Schmerz, Begeisterung, das Empfinden des Einsseins mit allen Geschöpfen, die Fähigkeit zum Staunen, Neugier, Unbekümmertheit, Trotz und Spielfreude. Denn eines ist ziemlich klar: Ein normales Kind bringt all diese schönsten menschlichen Fähigkeiten mit auf die Welt, sie sind ihm angeboren. Dass es sie im Laufe der Zeit immer mehr verliert, liegt vor allem an der Erziehung, durch die es gezwungen wird, sich an die Regeln unserer Kultur anzupassen. Und diese Regeln sind weder kinderfreundlich noch menschenfreundlich. Da sind Fleiß, Gehorsam, Rationalität gefordert, und alle Eltern meinen auch Gutes und Richtiges zu tun, wenn sie ihr Kind zu diesem Verhalten nötigen, wie sonst sollte es überleben in dieser Welt? Der Zwang ist in unserer Gesellschaft einfach da. Die Folgen für uns alle sind nur leider grausam. Wir verlieren auf diese Weise vieles, wenn nicht alles, was das Leben überhaupt lebenswert und sinnvoll macht, zuletzt schließlich auch noch die Freude am Leben selbst und die Beziehung zu uns selbst.

{203} So kommt es häufig vor, dass Erwachsene von einem Kind träumen, das verhungert oder erfroren ist, das hinter Gittern eingesperrt oder todkrank ist. Das sind keine krankhaften Fantasien, sondern ein Abbild dessen, was wir mit dem Kind in uns im Laufe der Jahre gemacht haben. So traurig wir als Kind oft waren, so unverstanden wir uns fühlten, zurückgesetzt, für dumm gehalten, ungeliebt, so ist das Kind in uns auch heute noch. Es sitzt in einer verlassenem Ecke und weint, weil wir selbst es vergessen haben und uns seiner nicht

annehmen. Ein solch trauriges, verlassenes, verlorenes Kind wieder sein zu sollen ist eine beängstigende Vorstellung. Aber wenn wir heute als Erwachsene den Kontakt mit diesem traurigen Kind in uns erneut aufnehmen, freundlich mit ihm reden, es nicht strafen, sondern es einbeziehen in unser Leben und ihm Raum zum Spielen und Träumen, zum Lachen und Weinen geben, dann bleibt es kein so trauriges Kind mehr, sondern dann beschenkt es uns mit seinen unerschöpflichen Einfällen, mit seinem Frohsinn und seiner Fähigkeit zu vertrauen und zu lieben. Und wenn wir Jesus glauben wollen, gewinnen wir so nicht allein Zugang zum Reich dieses Lebens, sondern zugleich zum Reich Gottes. »Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Reich Gottes kommen« ist demnach eine erneute Einladung zum Leben in seiner Fülle und eine Einladung zu Gott zugleich. Diese Einladung heißt auch: Seid, wie ihr wirklich seid; macht euch nicht größer, nicht wichtiger, nicht härter, nicht klüger, nicht ernsthafter, als ihr euch im Grunde fühlt. Lasst das Kind in euch leben, seid offen, seid wütend, seid zornig, seid laut und lebhaft, unbekümmert und neugierig, wie ihr es als Kinder wart. Wagt es, eure Maske abzulegen. Denn sie trennt euch von euch selbst und zugleich von Gott. Was uns aber von uns selbst und von Gott trennt, trennt uns auch von anderen Menschen. Ich brauche nicht zu erklären, wie viel Angst und Misstrauen uns von anderen Menschen fern hält. Nur niemanden zu nahe treten, nur sich selbst keine Blöße geben - das macht den Kanon unserer Umgangsformen aus. Da wir uns alle daran halten, in jedem von uns aber im Grunde ein liebeshungriges Kind steckt, gehen wir alle immer wieder leer aus. Niemand kann die Wand durchdringen, die jeder Einzelne vor sich aufgebaut hat. Ja manche Menschen können selbst dann nicht glauben, dass sie geliebt werden, wenn jemand ihnen Liebe entgegenbringt. Das Kind in ihnen ist zu eingeschüchtert, zu krank und geschwächt, um überhaupt noch reagieren zu können. Und das Gefühl der Einsamkeit, das uns so oft beschleicht, geht von dem Kind in uns aus, dem wir selbst auch keine Zuwendung und Beachtung gönnen.

{204} Nun ist aber das Kind in uns, das uns so viel schenken könnte und das wir so missachten, nicht nur das menschlich Kindliche in uns, es ist auch etwas Göttliches. Warum wohl ist Gott ein Kind geworden? Wir feiern zu Weihnachten jedes Jahr neu die Wiederkehr des Lichts, des Heils, den Beginn von etwas Neuem, das dieses Kind in der Krippe gebracht hat. Weihnachten hat einen so fest umrissenen Charakter, dass wir den Rest des Jahres über kaum daran denken, dass Gott ein Kind geworden ist und uns mit den Augen eines Kindes anschaut. Auch unter Theologen kommt kaum jemand auf die Idee, unter den vielen Gottesbildern und Gottesvorstellungen auch das Bild von Gott als einem Kind zu nennen.

{205} In dem schon erwähnten Gespräch Jesu mit seinen Jüngern fügt Jesus noch hinzu: »Und wer ein solches Kind um meines Namens willen aufnimmt, der nimmt mich auf« (Mattäus 18,5). So hat Jesus nicht nur den Kindern das Reich Gottes verheißen, sondern uns jedes Kind als etwas Göttliches anempfohlen. Ich finde es erstaunlich und ebenso befremdlich, dass wir keine Theologie des Kindes haben, trotz dieser eindeutigen Aussagen des Neuen Testaments. Ich finde es ebenso erstaunlich und befremdlich, dass wir in der kirchlichen Tradition und Ethik das Kind nach wie vor als Eigentum der leiblichen Eltern und als Objekt von rechtlichen und erzieherischen Maßnahmen finden, aber nirgends das Kind als etwas Eigenständiges mit eigenem Recht und vor allem mit eigener göttlicher Würde, das uns Erwachsenen etwas zu sagen hat.

{206} Ebenso ist es bei heutigen Diskussionen um Mann und Frau, um Ehe und Familie, um Emanzipation und Partnerschaft und so weiter. Immer wieder und immer neu wird da über die Köpfe der Kinder hinweg argumentiert und entschieden. Die Kinder müssen immer die Folgen tragen für das, was Erwachsene, seien sie links oder rechts, modern oder konservativ, sich

ausgedacht haben. Das ist bei ethischen und juristischen Entscheidungen ebenso wie bei Entscheidungen der Kultusministerien und Städteplaner, ganz zu schweigen von denen, die die Umwelt belasten, Atomenergie preisen, die Rüstung vorantreiben und neuerdings mithilfe der künstlichen Befruchtung und Gentechnik auch noch die kommenden Generationen in der Retorte planen. Die Missachtung des Kindes ist total und erschreckend. Und sie geht Hand in Hand mit der Missachtung des Kindes in uns selbst.

{207} Die natürlichen Anwälte der Kinder, die Mütter, wurden in den vergangenen Jahrhunderten nicht gehört, sie waren mundtot gemacht worden. Ich meine, wenn es uns Frauen heute gelingt, uns Gehör zu verschaffen und in Kirche und Gesellschaft das Wort zu ergreifen, ist es auch eine unserer vornehmsten Aufgaben, uns der Kinder anzunehmen. Ganz sicher ist es auch eine Folge der allein von Männern gemachten Theologie, dass wir eine Theologie des Kindes, die das Neue Testament nahe legt, bisher nicht kennen. Denn damit beginnt das Evangelium, dass eine Jungfrau sich dem Heiligen Geist öffnet, schwanger wird und ein Kind zur Welt bringt, das die Welt verändern soll. Maria handelt als erste so, wie Jesus es später sagte: »Wer eines dieser Kinder in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.« Nach anfänglichem Sträuben tat das auch Josef. So wurden Maria und Josef zu Eltern des göttlichen Kindes. Nicht, weil sie es geplant hatten. Sie wurden zu Mutter und Vater, weil das Kind sie dazu erwählt hatte.

{208} Damit kehrt sich unsere Vorstellung völlig um: Nicht Frau und Mann »machen ein Kind«, sondern das Kind macht eine Frau, einen Mann zu Mutter und Vater. Es hätte unabsehbare Konsequenzen, wollten wir dieses Modell der Heiligen Familie auf den Umgang mit Kindern und auch auf den mit dem Kind in uns selbst übertragen. Ich will nur einige andeuten:

{209} - Beziehungen unter uns werden vom Kind her konstelliert. Das Kind ist Mittelpunkt allen Zusammenlebens. Und was für das Wohl des Kindes nötig ist, ist vornehmste Aufgabe aller Erwachsenen, nicht etwa nur der leiblichen Eltern.

{210} - Das Kind ist von der Empfängnis an ein von Gott erfülltes Wesen. Wie wir heute wissen können, hat bereits der Fetus im Mutterleib die Fähigkeit zu hören, zu schmecken, zu fühlen, selbst zu träumen. Wahrnehmungen, die wir schon im Mutterleib gemacht haben, prägen unser ganzes weiteres Leben. Was die Mediziner mit der künstlichen Befruchtung und der Genmanipulation vorhaben, greift in einer Weise in Seele und Geist eines Menschen ein, die ungeheuerlich ist.

{211} - Hat das Kind göttliche Würde, ist es also ein Bild Gottes, dann ist keine Gesellschaft human zu nennen, die die Ehrfurcht vor dem Kind und sein Wohl nicht ins Zentrum ihres Handelns stellt.

{212} - Ist das Kind ein Bild von Gott und nicht nur eines unter vielen, sondern das im Neuen Testament mit am besten bezeugte, dann hat das für unsere Gottesvorstellung Folgen. Dann sind alle unsere Gottesvorstellungen falsch und gründlich neu zu überprüfen.

{213} - Ist das Kind in uns dasjenige am Menschen, das zum Reich Gottes berufen ist, muss sich auch das Bild, das wir von uns selbst haben, gründlich wandeln. Dann ist unsere Fähigkeit, das Kind in uns selbst und das Kind vor uns anzunehmen und zu lieben, die vornehmste menschliche und christliche Fähigkeit überhaupt.

{214} Die Aussage Jesu, dass wir werden sollen wie die Kinder, wird durch eine andere von ihm ergänzt: »Eine Frau aus dem Volke erhob ihre Stimme und sagte zu Jesus: > Selig der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die dich genährt haben!< Jesus aber sprach: > Selig sind vielmehr die, welche das Wort Gottes hören und bewahren« (Lukas 11,27). Es klingt beim ersten Hören, als widerspreche Jesus dieser Frau, die gern seine Mutter gewesen wäre. Aber er widerspricht nicht nur, sondern macht die Mutterschaft zum Gleichnis dafür, wie ein Mensch das Wort, Jesus selbst, aufnehmen kann: ihn empfangen wie eine Frau, ihn aufnehmen im eigenen Leib, ihn nähren. Das »Werdet wie die Kinder« ist demnach zu ergänzen durch das Wort: Werdet wie die Mütter. Dieses Wort gilt ganz besonders wohl für uns Frauen, die es unmittelbar nachempfinden können. Mir ist wohl bewusst, dass wir Frauen uns heute ungern auf die Mutterrolle festlegen lassen. Aber es geht auch Jesus hier nicht um leibliche, sondern um geistige Mutterschaft. Zum Schaden von uns Frauen sind wir lange auf die leibliche festgelegt worden, während uns die geistige Mutterschaft abgesprochen worden ist, nämlich die Fähigkeit, den Geist zu empfangen und dadurch seelisch und geistig fruchtbar, das heißt kreativ zu werden.

{215} Auch hier ist wieder die Tiefenpsychologie hilfreich, um zu erkennen, was hier gemeint sein könnte. Ich sagte schon, dass wir uns des Kindes in uns selbst annehmen müssen, damit es nicht krank, verhungert und erfroren in uns verkümmert. Das bedeutet doch nichts anderes, als dass wir dem Kind in uns eine gute Mutter oder auch ein guter Vater sein müssen. Oder auch eine gute Schwester, ein guter Bruder. Ohne diese Bereitschaft und tägliche Zuwendung kann das vernachlässigte Kind in uns nicht gesund werden und dann unser Leben bereichern. Ich bedauere es, dass dieses Wort Jesu darum nicht längst ebenso bekannt gemacht worden ist wie das, dass wir wie die Kinder werden sollen.

{216} Jesus selbst hat für diese Zuwendung ein Beispiel gegeben. Sooft Mütter oder Väter zu ihm kamen und ihn um Heilung für ihr krankes oder sterbendes Kind baten, hat er ihnen geholfen. Er hat sogar den toten Sohn der Witwe von Nain wieder ins Leben zurückgerufen. Ich sagte am Anfang, dass Jesus kein Ehetherapeut oder Erziehungsberater war, aber eines war er ohne Abstriche: Freund, Schützer und Heiler der Kinder und damit ihrer Mütter und Väter zugleich. Dafür gibt es in den Evangelien mehr als ein Beispiel.

{217} Die Kindesmisshandlungen, die physischen und die psychischen, die heute in unserem so genannten zivilisierten und christlich geprägten Land immer wieder vorkommen und meist mit Achselzucken geduldet werden, sind eine schreckliche Anklage an uns alle. Nicht anders ist es natürlich mit den Millionen von Kindern in der Dritten Welt, die verhungern. Da werden nicht allein Menschen misshandelt, sondern dies ist ein Stiefeltritt ins Angesicht Gottes. Es sollte uns auffallen, dass es zur Zeit gerade immer wieder Künstler sind, die für das Kinderhilfswerk

{218} UNICEF werben. Künstler sind kreative Menschen und damit ein Beispiel für solche, die das Kind in sich nicht erdrücken und missachten, sondern mitleben lassen. Denn das Kind in uns ist es, das uns schöpferisch macht. Der Umgang mit dem Kind in uns und der mit dem Kind neben uns sind eines. Geben wir dem Kind in uns Raum, so haben wir die Schönheit der Welt, die Nähe zu anderen Menschen und Gott selbst zugleich bei uns zu Gast.

{219} Ich gebe zu, das klingt sehr groß, sehr einfach zugleich, und es fällt schwer, es sich vorzustellen, geschweige es zu leben. Ich sagte, ich will mich nicht bei der Analyse unserer ach so bekannten Probleme aufhalten, sondern nach dem fragen, was Jesus zu sagen hat. Da

bekommen wir Ungewohntes zu hören. Ich bin aber überzeugt, dass das Kind in uns sehr wohl begreift, was Jesus meint, uns stehen nur unsere Vorstellungen von uns selbst und vom Leben im Wege, und vor allem: Wir haben zu wenig oder womöglich gar keinen Kontakt mit dem Kind in uns. Wir haben es schon viel zu lange missachtet, vergessen oder sogar misshandelt, und darüber ist es stumm geworden.

{220} Jesus hat auch dies gewusst. Jedenfalls höre ich das aus seiner Mahnung heraus: »Wer aber eines dieser Kleinen, die an mich glauben, zur Sünde verführt, für den wäre es besser, dass ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde. Sehet zu, dass ihr keines dieser Kleinen verachtet! Denn ich sage euch: Ihre Engel in den Himmel schauen allezeit das Angesicht meines Vaters in den Himmeln« (Mattäus 18,6 ff.). Ich fürchte schon, dass wir Erwachsenen das Kind zur Sünde verführen, nämlich zur Trennung von Gott, das Kind, das wir erziehen, und das Kind in uns selbst. Es wäre besser, man hängte uns einen Mühlstein um den Hals und versenkte uns ins Meer, sagt Jesus, das heißt, es kann uns noch viel Schlimmeres geschehen. Nehmen wir aber einmal dieses Bild vom Mühlstein um unseren Hals, der uns in die Tiefe des Meeres hinabzieht. Ich fürchte fast, dass jeder von uns einen solchen Mühlstein sehr gut kennt, der ihn in die Tiefe zieht: Depressionen, Bedrückung, Schwere nennen wir es heute. Kaum können wir noch atmen und uns bewegen. Das aber ist die Folge davon, dass wir die Kleinen, die Kinder, verachten. Sie aber, sagt Jesus, haben einen Engel, der allezeit das Angesicht Gottes sieht. Was für ein Kontrast! Wir Erwachsenen, Normalen, Vernünftigen, problembewussten Menschen, mit Mühlsteinen beschwert am Grunde liegend, wo wir ertrinken müssen, und da die Kinder, deren Engel das Angesicht Gottes schauen, über denen demnach der Himmel offen steht! Wir haben aber laut Jesus die Wahl, wie wir leben wollen: umkehren und werden wie die Kinder oder stattdessen Verächter, Verführer der Kinder werden und dann einen Mühlstein um den Hals gehängt bekommen. »Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Ruhe geben, ich will euch erquicken« (Mattäus 11,28), sagt Jesus an anderer Stelle. Aufatmen sollen wir und frei sein. Er will nicht, dass wir den Mühlstein um den Hals behalten und uns auch noch einreden, das sei die Realität, mit der wir auszukommen hätten. Stattdessen: Werdet wie die Kinder. Macht es anders. Und zu jedem dieser Kinder gehört ein Engel, der über ihm den Himmel offen hält. Auch hier wieder wird deutlich: Menschliches Kind und Gott gehören eng zusammen, sind so gut wie eines. Auch das ist eine Botschaft Jesu, die bisher kaum genügend Beachtung gefunden hat in unserer christlichen Tradition.

{221} Wir fühlen uns einsam, verlassen, ungeliebt, ohne Gefährten. Dabei lebt ein Gefährte in uns, den wir nur nicht kennen: das Kind in uns und mit ihm zugleich ein Engel, der uns nie im Stich lässt. Engel - wer redet schon davon, wer kann eine solche Erscheinung ernst nehmen? In dieser Frage spricht wieder der mit den Mühlsteinen der Rationalität beschwerte Erwachsene aus uns, der offenbar lieber an seinem Mühlstein festhält als sich etwas so Schönes und Wunderbares wie einen Engel nicht nur vorzustellen, sondern sich auf ihn zu verlassen, der uns Gefährte auf unserem Weg sein möchte. Wieder möchte ich behaupten: Das Kind in uns hat keine Schwierigkeit, seinen Engel wahrzunehmen, mit ihm zu sprechen, ihn zu hören. Wenn wir es nur nicht so verachten und gering schätzen würden.

{222} Wir fragten nach Gefährten, nach jemandem, der uns auf unserem Weg durch dieses Leben begleitet, uns Mut macht, uns wohl auch einmal rettet, dem wir vertrauen können. Auf einmal haben wir schon drei entdeckt: Jesus selbst, das Kind in uns und nun auch den Engel. Und Jesus sagt sogar, jedes Kind hat einen Engel, jedes einen besonderen. Sicher, das sind alles Gefährten, die uns in unserer normalen Umwelt zunächst einsam machen können. Wer es wagt,

von seinem Engel zu reden, den werden die nächsten Angehörigen wahrscheinlich für übergeschnappt halten. Nun, gerade das hat Jesus gemeint, als er davon sprach, dass er nicht Frieden, sondern Streit bringt und dass des Menschen Hausgenossen seine Feinde sein werden, wenn er auf das hört, was Jesus sagt.

{223} Aber das Kind in uns, das Kind, das viel leichter als unser Verstand an Jesus zu glauben vermag, das trennt uns nicht nur von bisherigen Verwandten und Freunden, das findet auch ganz neue Gefährten für uns, Mütter, Brüder und Schwestern, eben solche, die den Willen Gottes tun und die Jesus darum seine Familie nennt.

{224} Die Weihnachtsgeschichte selbst ist ein Beispiel dafür, wie das Kind Menschen zusammenführt, die zu Gefährten macht, die sich vorher gar nicht kannten. Wir kennen sie alle, die Geschichte von den Hirten in Betlehem, die nachts ihre Herden hüteten. Auf einmal war da Licht um sie, auf einmal war da die Menge der himmlischen Heerscharen, und sie bekamen den Auftrag, nach einem Kind, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend, zu suchen. Und sie gingen und fanden Maria und Josef und dazu das Kind in der Krippe. Auf einmal waren da Gefährten, verbunden durch die Freude an diesem Kind und das Wissen, wer dieses Kind ist. Zu diesem Kind gehörte offenbar nicht nur ein Engel, sondern viele Engel, und nicht nur das, auch noch ein Stern am Himmel. Und dieser Stern führte Weise von weither in den Stall nach Betlehem. Noch einmal Gefährten, vorher ganz unbekannte, aber nun ganz nah vertraute. Die scheinbar Fernsten werden durch das Kind, und man könnte geradezu sagen durch seine Zaubermacht, die sich in den Engeln und im Stern ausdrückt, zu Gefährten, zu Freunden.

{225} Schöne Geschichten, oft gehört, aber doch so fern unserem Leben, mögen wir schon wieder denken. Ich erinnere nur daran: Als wir Kinder waren, haben wir gerade diese Geschichten ganz anders gehört, bereitwillig staunend und uns freuend. Aber heute? Und doch gibt es diese Erfahrung, gibt sie auf Tagungen, auf Kirchentagen, bei ökumenischen Konferenzen und auch sonst immer wieder, dass bisher Fremde unglaublich schnell Freunde und Gefährten werden, weil sie sich verbunden wissen in einem Glauben, in einer Freude, im gemeinsamen Feiern und im selben Engagement. Und es gibt auch sonst im Leben immer wieder die Erfahrung, wie rasch plötzlich Nähe und Vertrautheit entstehen können, wenn sich Menschen kennen lernen, die eines Geistes sind. Da ist auf einmal so etwas wie das Reich Gottes gegenwärtig, da entsteht eine neue Familie von Wahlverwandten, da sind auf einmal alle Kinder der Weisheit. Das Kind in uns kann uns wirklich zu anderen Menschen führen, denn es kennt die Berührungsscheu nicht, die wir Erwachsenen uns angewöhnt haben.

{226} »Kehrt um und werdet wie die Kinder.« Nehmt das Wort auf wie eine Mutter, bewahrt es, dann ist das Reich Gottes euer. Und mit dem Reich die Fülle des Lebens, die Gegenwart von Engeln, die Inspiration durch den Heiligen Geist, Gefährten, die euch lieben und mit denen ihr feiern könnt. Das ist mehr, als wir erwarten konnten, eine große Einladung, ein großes Angebot. Und es beginnt für jeden mit etwas ganz Einfachem, Leisem: hören, lauschen auf das Kind in uns, das wir viel zu lange schon vergessen hatten.

{227} Wir dankten Margarete, Heidelind und Walter für ihre Worte und sahen uns bestätigt in unserem neuartigen Weihnachtsfest, das Freunde zusammenführte, die einander verstehen und sich Erfahrungen mitteilen können, die sonst nur schwer zur Sprache kommen. Bewegt von der Vorfriede auf den dritten gemeinsamen Abend trennten wir uns.

Einzug Gottes in den Menschen

28. Dezember

{228} Den festlichen Rahmen für unseren dritten gemeinsamen Abend gab die Bibliothek in unserem großen Haus ab. Hohe Bücherregale schmückten die Wände, Stehlampen verbreiteten angenehmes Licht über den niedrigen Tischen und Sesseln. Wir waren uns wohl dessen bewusst, wie gut wir es in diesem heimeligen Raum hatten, während wir über eine Botschaft nachsannen, die sich gerade an die Armen auf dieser Erde richtet. Gertrud, die Nüchterne und Praktische in unserer Runde, meinte, eben dies habe sie bei der Vorbereitung auf unsere Treffen bewegt.

Schenken zwischen Geben und Nehmen

{229} Es gibt wohl niemanden, der nicht spürte, dass etwas nicht stimmt mit den weihnachtlichen Geschenkritualen. Die Bescherung für die Kinder mag noch angehen. Sie brauchen vieles ohnehin, was ihnen unter den Weihnachtsbaum gelegt wird. Dass es auch bei Kindern hier zu Lande oft des Guten zu viel wird, ist trotzdem unumstritten. Nicht selten haben Geschenke den Charakter eines Loskaufens. Denn was Kinder eigentlich brauchen - Zeit, Zuwendung, Verständnis, Gespräch, Anerkennung, Liebe -, das zu geben ist so viel schwerer, es erfordert seelischen Aufwand, nicht nur zu Weihnachten.

{230} Bei Geschenken unter Erwachsenen wird das noch sichtbarer. Sie haben nicht selten den Charakter eines Ersatzes - materiellen Ersatzes für Zuneigung und Sympathie. Im Reichtum des Geschenks ist Armut verborgen, es ist gewissermaßen das Eingeständnis einer großen Verlegenheit. Man möchte dem anderen gern eine Freude machen und weiß doch oft nicht, wie, womit.

{231} Es gibt Familien, die verabredet haben, auf große Geschenke zu verzichten und stattdessen lieber eine ansehnliche Spende für Notleidende in aller Welt zu geben. Das ist zu begrüßen und sollte ausgeweitet werden. Doch selbst diese Spenden haben etwas von einem Loskauf, einer Ersatzhandlung, weil sie an den Strukturen von Arm und Reich auf der Erde letztlich nichts ändern. Angesichts dieser Strukturen wäre gleichzeitig ein politisches Engagement nötig - und auch damit haben die meisten es schwer.

{232} Es ist trotzdem nicht damit getan, die weihnachtliche Geschenkflut und den Geschäfteummel der Vorweihnachtszeit moralisch zu verdammen. Denn die moralische Verurteilung behebt nicht die innere Armut, aus der heraus geschenkt wird. In einem Weihnachtslied heißt es: »In unser armes Fleisch und Blut verwandelt sich das ewig Gut.« Es ist doch etwas von dem ewigen Gut enthalten in jedem Geschenk, das ein Mensch dem anderen macht. Die Frage ist nur, ob dies auch erkannt und angenommen wird von den Beschenkten.

{233} Was dem Erwachsenen oft fehlt, ist die Fähigkeit zu nehmen. Die Leistungsgesellschaft erzieht dazu, etwas zu verdienen, um sich etwas leisten zu können. Wir kennen unsere Rechte und nehmen sie wahr. Geschenke beschämen uns. »Ich will nichts geschenkt haben, ich will mein Recht«, kann man oft hören. Dieses Wort rührt tief an die eigene Identität, an das Selbstwertgefühl. Niemand möchte abhängig sein, angewiesen auf die Gaben anderer. So war man als Kind, aber nun nicht mehr. Darum ist Schenken leichter als Geschenke-Annehmen. Der Schenkende zeigt, dass er etwas hat; je reicher sein Geschenk, um so sichtbarer

wird, dass er es sich leisten kann, so viel zu geben. Deshalb geraten Geschenke in den Familien und unter Freunden oft zu einem Tauschgeschäft: Du schenkst mir das, ich dir jenes - wir sind wieder quitt, nämlich gleichrangig.

{234} Armen etwas zu schenken dagegen beschämt, weil das Wissen damit verbunden ist, dass ich ihnen mehr schulde als ein Almosen: mich selbst. Und wenn ich mich selbst schulde, dann beinhaltet dies, dass ich vom anderen etwas anzunehmen hätte - womöglich seine Armut.

{235} Damit rührt das Schenken an den Sinn der Menschwerdung Gottes, wie sie von der Kirche gedeutet wird. Seine Gabe ist in erster Linie ein Annehmen, nämlich ein Annehmen der Knechtsgestalt des Menschlichen, seiner Armut, Vergänglichkeit, Begrenztheit und Leidensfähigkeit.

{236} »Er kommt aus seines Vaters Schoß
und wird ein Kindlein klein,
er liegt dort elend, nackt und bloß
in einem Krippelein.
Er äußert sich all seiner G'walt,
wird niedrig und gering
und nimmt an sich eins Knechts Gestalt,
der Schöpfer aller Ding.« (Anm. 28)

{237} Wer diese Art zu schenken nachahmen wollte, müsste in erster Linie annehmen, nämlich den annehmen, der ärmer, schwächer, rechtloser ist als er selbst, und das bis zur Selbstaufgabe. Auch wem dies nicht bewusst ist, der spürt doch die Forderung nach dieser Selbstaufgabe - und kauft sich eben davon los mit seinen Geschenken, die seine Identität nicht antasten, die ihn zwar etwas Geld, aber sonst nichts kosten. Das zitierte Lied geht weiter:

{238} »Er wechselt mit uns wunderlich:
Fleisch und Blut nimmt er an
und gibt uns in seins Vaters Reich
die klare Gottheit dran.
Er wird ein Knecht und ich ein Herr;
das mag ein Wechsel sein!
Wie könnt es doch sein freundlicher,
das herze Jesulein!« (Anm. 29)

{239} Dieses Lied legt nahe, dass der Schöpfer aller Ding den Menschen nicht mit einem Geschenk abspeist, sondern ihn sich gleich macht, indem er sich erniedrigt, sich seiner Gottheit entäußert.

{240} Die religiöse Sprache beinhaltet einen sozialrevolutionären Gedanken: Es geht bei der Weihnachtsbotschaft darum, dass alle Menschen gleichrangig werden. »Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhöht die Niedrigen«, sang Maria. Materielle und rechtliche Unterschiede zwischen Menschen dürfte es überhaupt nicht geben. Die Gleichrangigkeit aller auf dieser Erde wäre dabei erst die mindeste Voraussetzung für das Reich Gottes, das mit der Menschwerdung Gottes begonnen hat.

{241} Das Nachdenken über die Geschenkrituale hat unvermittelt ins Zentrum der Weihnachtsbotschaft geführt. Es ist sichtbar geworden, dass das Schenken im besten Fall ein ganz bescheidener Anfang des großen Ausgleichs auf dem Planeten Erde ist, eines Ausgleichs aller Güter, der erst vollständig würde, wenn es den Unterschied zwischen Arm und Reich, zwischen denen, die im Besitz und darum im Recht wohnen, und denen, die besitz- und rechtlos sind, nicht mehr gibt. Den Weg dahin beschreibt das Dogma von der Menschwerdung Gottes: Es ist der Weg des Annehmens des anderen, der unbedingten Solidarität. An diesen Weg ist die Verheißung geknüpft, dass er den großen Wechsel bringt: die klare Gottheit für - nun nicht den einzelnen Menschen, sondern die Menschheit insgesamt.

{242} Ein Beispiel für ein Schenken, das in erster Linie ein Annehmen ist, hat der dänische König Christian X. 1943 gegeben. Er wurde von der deutschen Besatzungsmacht aufgefordert, in Dänemark das »Judenproblem« zu lösen. Für König Christian gab es dieses Problem nicht, aber nun wurde es ihm von den Deutschen aufgezwungen. Sie verfügten, dass alle Juden in Dänemark die Armbinde mit dem gelben Davidsstern tragen müssten. König Christian war der erste, der diese Armbinde anlegte, und er forderte alle dänischen Bürger auf, es ihm gleich zu tun. Die überwältigende Mehrheit der Dänen folgte seinem Beispiel. Die Juden waren von den anderen dänischen Bürgern nicht zu unterscheiden. Die Verordnung der deutschen Besatzung wurde aufgehoben. (Anm. 30)

{243} Die Geschichte von König Christian stimmte uns sehr nachdenklich. »Das Bemerkenswerte daran«, meinte Martin, »ist doch gerade, dass er seine Königswürde nicht verloren hat, als er sich mit den Verfolgten gleichmachte. Königtum ist, christlich gesehen, eben etwas ganz anderes als Gewaltherrschaft.«

{244} Martin wirkt sehr unscheinbar, aber ich hatte schon oft Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr bei ihm der Schein trügt. Er überrascht mich immer wieder nicht allein mit seinem Wissen, sondern auch mit seiner Einfühlung in andere und seinem Verantwortungsgefühl für sie. Ihm seien, so meinte er, die Hirten besonders wichtig in der Weihnachtsgeschichte.

Wie Hirten sehen und tun

{245} Elsa Sophia von Kamphoevener ist um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, als Junge verkleidet, über die anatolische Hochebene gereist und hat die Hirtenvölker kennen gelernt, die dort seit unzähligen Generationen leben. Sie lernte ihre Märchen kennen, die bisher nur mündlich überliefert wurden. Um sie vor dem Vergessen zu bewahren, hat die große Märchenerzählerin sie aufgeschrieben. In der Einleitung zu dem Märchen »Der Bergfalke« schreibt sie: »Die Berge Anatoliens haben sich seit den Tagen des Bergfalkens nicht viel gewandelt, und die Hilfsbereitschaft ihrer Hirten wird jedem fußmüden Wanderer auch jetzt noch zuteil, ebenso wie jedem verirrtten Jungtier Hilfe geleistet wird. Auch kennen die Hirten Ihn, den Hirten aller Hirten, Ischah (Jesus), der in der höchsten Not gerufen wird und weder dort noch sonst wo jemals dem Rufer Seine Hilfe versagte. So schließt sich der Kreis, denn in Wahrheit ist auf den Bergen der ganzen Welt alles immer das gleiche, weil es unmöglich ist, dem Himmel so nahe zu sein und nicht zu wissen, wer von droben herabschaut.« (Anm. 31) Vielleicht sehen Hirten also mehr als gewöhnliche Menschen. Elsa Sophia von Kamphoevener war jedenfalls davon überzeugt. Was sie von den Hirten Anatoliens sagt, könnte auf die von Betlehem ebenso zutreffen.

{246} Die Hirten im Orient sind nicht zu vergleichen mit den Hirten in den friedlichen Tälern und Berghängen Westeuropas. Sie pendeln mit ihren Schafen und Ziegen zwischen Wüste, Steppe und Kulturland. In der Wildnis lauern Wölfe und andere Raubtiere, gegen die sie ihre Herden

{247} beschützen müssen. In den zerklüfteten Gebirgszügen können Jungtiere abstürzen und sich verlaufen. Wasserquellen sind nur selten zu finden, der Hirt muss die geheimsten Orte kennen, um seine Herde tränken zu können. Hirten gehören nicht zum Kulturland, sie sind Nomaden, die ihre Weideplätze immer wieder wechseln. Die Ahnen, auf die sich Israel beruft, waren solche Kleinviehnomaden: Abraham und Sara, Isaak, Jakob und seine Söhne. Durch die religiöse Sprache des Alten Testaments zieht sich die Vorstellung vom nomadischen Leben als dem eigentlichen Ideal, das noch überhöht wird durch das Motiv der Wüstenwanderung als der hohen Zeit der Gottesnähe, der »Brautzeit«.

{248} Schon beim Propheten Ezechiel (34,2) ist der Beruf des Hirten zur Metapher für die religiösen Führer des Volkes geworden: »Wehe den Hirten Israels, die sich selbst geweidet haben! Sollten die Hirten nicht die Schafe weiden?« Da sie versagt haben, will Gott selbst nun Hirte Israels sein: »Ich selber werde meine Schafe weiden, werde selber sie lagern lassen, spricht Gott, der Herr. Das Verirrte werde ich suchen, das Versprengte zurückholen und das Gebrochene verbinden, das Schwache werde ich stärken und das Fette und Kräftige behüten; ich werde sie weiden, wie es recht ist« (34,15 f.). Der Prophet verbindet die Erwartung des rettenden Hirten mit der des künftigen messianischen Königs: »Ich werde über sie einen einzigen Hirten bestellen, der sie weiden soll, meinen Knecht David, der wird sie weiden und wird ihr Hirte sein« (34,23).

{249} Vor diesem Hintergrund ist es stimmig, dass es die Hirten sind, die als erste die Botschaft der Engel erfahren: »Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde, die hielten Nachtwache über ihre Herde. Da trat ein Engel des Herrn zu ihnen, und Lichtglanz des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: »Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher der Christus ist, der Gesalbte des Herrn in der Stadt Davids« (Lukas 2,8 ff.). Die Hirten stehen hier für das ursprüngliche Israel, für die Wanderer in der Steppe und auf den Höhen der Berge. Verglichen mit den Sesshaften in den fruchtbaren Tälern mit ihrer reichen Kultur, galten sie als Außenseiter, denen man misstraute, als die Habenichtse, die man verachtete. Die Frage Kains, des Ackerbauers: »Soll ich meines Bruders Hüter sein?« ist typisch für diesen Konflikt, denn Abel, den er erschlagen hatte, war ein Hirte.

{250} Aber nicht Herodes mit seinem Hofstaat in Jerusalem, sondern die Hirten von Betlehem, die in der Nacht wachten, waren offen für das Erscheinen der Engel. Sie waren die Empfänger und dann Boten der Weihnachtsbotschaft durch die himmlischen Heere: »Ehre sei Gott in den Höhen und Friede auf Erden und den Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hat« (Lukas 2,14).

{251} Die Übertragung des Hirtenberufs auf einen Hirten für Menschen hat sich als problematisch erwiesen. Nicht nur, weil weder die Hirten Israels noch die »Seelenhirten« der christlichen Kirchen ihrer Aufgabe gerecht wurden, weil sie allzu sesshaft wurden, was zum Hirtenbild nicht passt, sondern vor allem, weil in der kirchlichen Metaphorik dadurch aus allen anderen Schafe oder gar Schäfchen wurden, die zu gehorchen hatten. Sie wurden entmündigt und

in Abhängigkeit gehalten. Das aber ist das Gegenteil von dem, was mit der Menschwerdung Gottes gemeint ist. Jesus hat das Bild des Hirten angenommen. Von ihm erzählt Mattäus: »Und Jesus zog umher durch alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen, predigte das Evangelium vom Reich und heilte jede Krankheit und jedes Gebrechen. Als er aber die Volksmenge sah, fühlte er Erbarmen mit ihnen, denn sie waren abgequält und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben« (Mattäus 9,35 f.). Soweit stimmt das Bild vom guten Hirten Jesus mit dem kirchlich übermittelten überein: er allein der Hirte und dann diejenigen, die sich für seine alleinigen Stellvertreter halten. Aber Jesus sagte dann etwas anderes. »Da sagte er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende« (9,37 f.). In diesen Worten wechselt das Bild vom Hirten und den Schafen zum Arbeiter in der Ernte, aber der Sinn ist der gleiche: Jesus erwartet und traut es dem Menschen zu, dass er Hirte wird, dass er Arbeiter in der Ernte wird, dass er statt Fischer Menschenfischer wird. Seine Botschaft ruft nicht auf, Schaf zu bleiben, sondern Hirte zu werden.

{252} Es hat immer wieder christliche Denker gegeben, die sagten, das Christentum sei das Ende aller Religionen und der Anfang von etwas ganz Neuem. Mit der Lehre von der Menschwerdung Gottes ist dies auch wirklich intendiert; trotzdem ist die Kirche weitgehend Religion geblieben, indem Jesus Christus zur Kultfigur erhoben wurde. In ihm, so heißt es, ist Gott Mensch geworden, er allein ist der gute Hirte, er allein der Heiland und Retter. Es ist nicht einfach, das Wahre und das Missverständliche daran zu unterscheiden. Wahr ist für den Glauben, dass in Jesus, dem Christus, dieses Wunder erschienen ist. Aber es bliebe ein nur religiöses Wunder, kultisch zu verehren, wenn diese Titel auf Jesus begrenzt blieben. Das Aufrührende an der frohen Botschaft ist aber doch gerade, dass durch die Menschwerdung Gottes mit dem Menschen etwas Unerhörtes geschieht: Er wird ausgestattet mit göttlichen Fähigkeiten. Er wird befähigt, ja ermächtigt, wie Gott, wie Jesus zu sein und zu wirken. Diese Demokratisierung des Heiligen, diese Ausgießung des Geistes auf alles Fleisch ist der Inhalt der Lehre von der Inkarnation. Jesus Christus ist das Urbild, der Archetypus dieses neuen Menschen, der aber nicht in kultische Räume gesperrt, sondern gleichsam Prägestempel sein will für alle, die ihm nachfolgen. Nicht ein Engel, ganze himmlische Heere werden in Betlehem aufgeboten, um nicht einem Hirten, sondern vielen, und um nicht einem Menschen, sondern allen Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hat, diese Nachricht zu bringen.

{253} In dieser Eröffnung für alle ohne Unterschied von Volk, Rasse, Religion, Geschlecht, sozialem Rang bestand und muss sich bis heute bewähren die geistige Revolution der christlichen Botschaft. Denn die Bewegung der göttlichen Inkarnation ist nicht verklungen, sie hält an, treibt weiter. Dass das Menschliche das Göttliche fassen kann, dass es weit wird wie der Himmel und im irdischen Gefäß ein solcher Schatz, ein Geist-Same Raum findet, gilt nicht allein für Maria. Auch sie darf und soll nicht eine Kultfigur bleiben, sondern Prototyp einer Menschheit, in der Gott wohnt und wirkt.

{254} Seit der Geburt Christi kann Theologie nur noch als Anthropologie betrieben werden. Denn mit der Menschwerdung ist Gott eingezogen und zieht weiter ein in menschliches Sein und Werden. So wird auch im Philipperbrief der große Hymnus von der Annahme des Menschlichen durch Christus eingeleitet mit den Worten: »Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war: Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, nahm er's nicht als einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden« (2,5 ff.). Einzug Gottes in den

Menschen meint nicht, dass der Mensch sich nun zum Himmel erheben oder über andere herrschen solle, sondern meint, dass er diese mächtige Bewegung der Inkarnation aufnehmen, sich in sie hineinstellen und sie weitertragen soll: hinein ins Leibliche, ins Irdische, hin zu den Armen und Ausgestoßenen, damit alles durchdrungen und verklärt wird vom Geist Gottes. Gerade in diesem Hinein und Hinab zeigt sich nunmehr Heiliger Geist.

{255} Auch in vorchristlicher Zeit hatte es Menschen gegeben, die sich als Götter verehren ließen: die Herrscher auf den Thronen, Gottkönige, Gottkaiser und wie ihre Titel alle hießen. Sie nahmen ihre Gottähnlichkeit zum Vorwand, andere zu beherrschen und auszubeuten. In nicht wenigen Religionen standen überhaupt nur den aristokratischen Familien die Segnungen ihres Glaubens zu, sei es auf Erden oder im Jenseits. Das christliche Evangelium erst eröffnete jedem die Berufung zum Heil im Diesseits und im Jenseits.

{256} Die alttestamentliche Messias-Erwartung richtete sich auf den Einen, der kommen und die Heilszeit bringen sollte: »Denn ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft kommt auf seine Schulter, und er wird genannt: Wunderrat, starker Gott, Ewigvater, Friedefürst. Groß wird die Herrschaft sein und des Friedens kein Ende auf dem Throne Davids und über seinem Königreiche, da er es festigt und stützt durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit« (Jesaja 9,5 ff.). Dabei ist anzumerken, dass den Propheten die Vorstellung von der Menschwerdung Gottes fremd war. Der erhoffte Messias war ein natürlicher Mensch aus dem Geschlecht Davids. Auf ihm ruhte Gottes Geist, aber König war allein der Gott Israels. In der Erwartung dieses Einen, der da kommen soll, spiegelt sich die Mentalität antiker Völker, die ihre Identität von ihrem Herrscher herleiteten, von ihm ihr Wohl und Heil erhofften. Das Christentum ist auch insofern jünger oder moderner, als es jedem Einzelnen die Königswürde zuerkennt, wenn auch eine Königswürde, die sich im Dienen statt im Herrschen bewährt. »Ihr wisst, dass die Fürsten der Völker sie knechten und die Großen über sie Gewalt üben. Unter euch soll es nicht so sein, sondern wer unter euch groß sein will, sei euer Diener, und wer unter euch der Erste sein will, sei euer Knecht, wie der Sohn des Menschen nicht gekommen ist, damit ihm gedient werde, sondern damit er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele« (Mattäus 20,25 ff.). Darin besteht der große Wechsel: Von nun an ist das Dienen göttlich und das Herrschen nur noch unmenschlich, wie Maria gesungen hat: »Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhöht die Niedrigen.«

{257} »Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.« Damit lenken die Engel den Blick der Hirten wieder zur Erde, auf das jetzt Konkrete, das sich sehr unscheinbar ausnimmt. Hirtenaugen sind nötig, um sich des Neugeborenen liebevoll und fürsorglich anzunehmen, denn die Sorge für die Jungtiere ist vornehmste Aufgabe eines guten Hirten. Ganz anders als erwartet, beginnt das Reich des Friedens nicht mit einer pomphaften Königskrönung, sondern lenkt den Blick dorthin, wo die einfachen Menschen schon immer ihre Aufgabe sahen: in der Bewahrung des Lebens, das ihnen anvertraut ist.

{258} Ein anonymen Autor hat eine kleine Geschichte verfasst, die in heutiger Sprache Verwandtes sagt:

{259} »Er betrat einen Laden.
Hinter der Ladentheke sah er einen Engel.
Hastig fragte er ihn:

>Was verkaufen Sie, mein Herr?<

Der Engel gab ihm freundlich Antwort:

>Alles, was Sie wollen.<

Der junge Mann sagte:

>Dann hätte ich gerne:

- das Ende der Kriege in aller Welt,
- immer mehr Bereitschaft, um miteinander zu reden,
- Beseitigung der Elendsviertel in Lateinamerika,
- Ausbildungsplätze für Jugendliche,
- mehr Zeit der Eltern, um mit ihren Kindern zu spielen,
- und, und .. .<

Da fiel ihm der Engel ins Wort und sagte:

>Entschuldigen Sie, junger Mann,

Sie haben mich verkehrt verstanden.

Wir verkaufen keine Früchte hier,

wir verkaufen nur den Samen. << (Anm. 32)

{260} Eine Enttäuschung vielleicht. Aber Enttäuschungen haben auch ihre gute Seite. Sie machen aus einem unmündigen Kind einen erwachsenen, freien Menschen, der selbst berufen und befähigt ist, Hirte zu sein.

{261} Angelika, trotz ihrer erst mittleren Jahre schon weißhaarig, eine Frau, die auf ein bewegtes Leben voller Härten und Enttäuschungen zurückblickt, meinte, es sei nun schon viel von Engeln die Rede gewesen, nun sei es wohl an der Zeit, nach ihnen zu fragen. Diesem Thema sei ihr Beitrag gewidmet. Wir forderten sie gerne auf, nun das Wort zu nehmen.

Kraft und Wirkung der Engel

{262} Engel - gibt's die? Man könnte ebenso gut umgekehrt fragen: Wo wären wir, was wäre aus uns geworden, wenn es keine Engel gäbe? Unwillkürlich werden Engel in den Bereich der Religion eingeordnet, und es wird gefragt, was denn die heutige Theologie über Engel weiß und lehrt. Soweit ich mich da auskenne, muss ich antworten: nichts. Sie weiß nichts und sie lehrt nichts über Engel, obwohl in der Bibel, sowohl im Alten wie im Neuen Testament, viel von Engeln die Rede ist. In der Theologie sind die Engel, zumindest in der jüngeren Zeit, kein Thema. Vielleicht ist das auch gut so.

{263} Der Alttestamentler Claus Westermann, der in seinem kleinen Buch »Gottes Engel brauchen keine Flügel« den biblischen Engelgeschichten nachgespürt hat, stellt fest, dass die Engel mit Kult und Lehre wenig zu tun haben. Sie begegnen auch nach den biblischen Berichten den Menschen eher in ihrem Alltag, nicht im Tempel oder an heiligen Stätten. Westermann stellt überdies fest: »Die Engel sind älter als alle Religionen - und kommen auch noch zu den Menschen, die von Religion nichts mehr wissen wollen.«(Anm. 33) Älter als die Religionen, das heißt auch: älter als die Götter, nämlich als die jeweils in einer Religion anerkannte und angebetete Gottheit. Tatsächlich gibt es keineswegs nur christliche Engeldarstellungen, sondern sie kommen in allen Religionen vor. Peter Lamborn Wilson (Anm. 34) hat eine große Anzahl von Engeldarstellungen aus anderen Kulturen zusammengetragen. Er kommt zu der überraschenden Feststellung, dass auch dort Engel als Lichtgestalten mit Flügeln geschildert werden.

{264} Aber wie ist das in der Gegenwart? Ein niederländischer Arzt, Dr. Moolenburgh, wollte es wissen. Er hat 400 Patienten seiner Praxis befragt. Wenn die Konsultation zu Ende war, legte er den Rezeptblock beiseite und sagte: »Erlauben Sie, dass ich Ihnen in meinem eigenen Interesse noch einige Fragen stelle? Es ist für eine wissenschaftliche Untersuchung.«

{265} Die Patienten, unter ihnen natürlich in der Überzahl Frauen, waren bereit. Die nächste Frage war: »Gehören Sie einer bestimmten Konfession an?« Es waren Katholiken, Protestanten, Sektenangehörige und viele darunter, die sich als religionslos bezeichneten. Aber das war Dr. Moolenburgh gar nicht so wichtig, er brauchte diese Frage nur, um Mut zu fassen für seine nächste, entscheidende Frage: »Haben Sie schon einmal einen Engel gesehen?« Der Arzt registrierte sorgfältig die ersten Reaktionen: intensives Nachdenken, tiefes Nachsinnen, spontanes, aber dabei fröhliches Gelächter. Einige blieben auch ganz nüchtern und sachlich, andere wieder begannen zu strahlen.

{266} Es gab, wie erwartet, viele, die Nein sagten, aber von 400 Befragten immerhin 99, die erzählten, ja, sie hätten schon einmal einen Engel gesehen. Dr. Moolenburgh - als skeptischer Mann des 20. Jahrhunderts hat er den größten Teil dieser Berichte als parapsychologische Erlebnisse klassifiziert - blieben immerhin 31 Personen, gut 7 Prozent, die ihm ein Erlebnis erzählten, das er als echt anerkannte, Erlebnisse, in denen Engel nicht nur gefühlt, gehört, sondern gesehen wurden.

{267} Selbstverständlich ist dies keine repräsentative Umfrage, gibt Moolenburgh zu, trotzdem hat er einmal hochgerechnet: »Wenn meine vierhundertköpfige Untersuchungspopulation in etwa einen Durchschnitt durch die ganze Bevölkerung darstellen würde, dann könnten wir annehmen, dass mindestens ein Prozent der niederländischen Bevölkerung einmal im Leben einem Engel gegenübergestanden hat. Ausgehend von fünfzehn Millionen Menschen, würde sich das auf etwa 150 000 Engelbegegnungen in der heutigen Bevölkerung belaufen. Das ist eine erstaunlich große Zahl. Dann wäre es darüber hinaus das am besten gehütete Geheimnis unseres Jahrhunderts. Es ist kaum zu glauben, dass so etwas in unserer redefreudigen Bevölkerung möglich ist.« (Anm. 35)

{268} Er hat noch weitere Informationen über Engelererscheinungen gesammelt und sich auf seine Weise Gedanken über Engel gemacht, dazu auch die Engellehre des Dionysos Areopagita neu durchdacht. Von diesem frühchristlichen Schriftsteller gibt es eine Lehre über die Engelhierarchien, sie ist nachzulesen in der »Legenda aurea« des Jacobus de Voragine. Seine Engellehre geht auf apokryphe jüdische Schriften wie etwa das Henochbuch zurück. Es hat also einmal eine Engellehre gegeben, es gab in der Kirchengeschichte wohl auch Phasen einer regelrechten Engelverehrung, aber das ist lange her. So naiv sich das Buch von Moolenburgh auch liest, ich bekam es vor zwanzig Jahren zu Weihnachten geschenkt von einer Tante, die sich gern mit solcher Literatur beschäftigt, es hat mich angerührt. In den Geschichten, die er wiedergibt, ist viel von Rettung aus Lebensgefahr die Rede, es sind erstaunliche Geschichten, einige besonders deshalb, weil nicht der Bedrohte, sondern andere, die ihm ans Leben wollten, zwei Gestalten in weißen Kleidern sahen, die ihn beschützten, sodass sie ihre Mordabsichten fallen ließen. Es wird auch von Engeln erzählt, die wie normale Menschen aussahen, nur dass sie besonders schön waren, wohl auch streng, und etwas wussten, was sie als Fremde nicht hatten wissen können. Man kann zu diesen Erzählungen stehen, wie man will, es gibt Menschen, die sich durch nichts davon abbringen lassen, Engel nicht allein gesehen zu haben, sondern ihnen ihr Leben zu verdanken.

{269} Wenn Dr. Moolenburgh mich gefragt hätte, dann hätte ich wohl folgendes Erlebnis erzählt, von dem ich nicht behaupte, mir sei ein Engel in Menschengestalt begegnet, das aber einen ähnlich erstaunlichen Charakter hat. Ich war Mitte der Sechzigerjahre mit einem Fernsehteam in Berlin unterwegs. Ein Mann aus dem Trupp, den ich nicht kannte, sprach mich an. Er müsse mich treffen, mir etwas Wichtiges über mich sagen. Ich war damals jung genug, nichts weiter dabei zu finden, mich für den kommenden Sonntag mit ihm in einem Park zu verabreden. Er war pünktlich da wie auch ich. Wir gingen spazieren, und er sagte mir eindringlich, dass ich falsch lebte, keine richtige Frau sei und so weiter. Einzelheiten weiß ich nicht mehr, ich habe ihm zugehört, ohne zu begreifen, was er eigentlich meinte und wollte. Zum Abschied schenkte er mir zwei Bücher, die solle ich lesen. Ich habe sie keineswegs sofort gelesen, erst später, aber zumindest das eine davon wurde für mich zu so etwas wie einem roten Faden, an dem entlang ich mich aus dem Denkgebäude der Theologie, wie man sie mir beigebracht hatte, herausgearbeitet habe. Ich hatte später immer wieder mit Fernsehteams des Senders zu tun, niemals habe ich diesen Mann wiedergesehen. Erkundigungen nach ihm führten zu nichts. Erst mehrere Jahre später ist mir aufgegangen, was er mir wohl hatte mitteilen wollen, damals kam er mir eher wie ein seltsamer Narr vor.

{270} Jahre später erst, durch eigene innere Erlebnisse und die Beschäftigung mit der Tiefenpsychologie von C. G. Jung und Erich Neumann, ist mir deutlich geworden, dass

{271} Erfahrungen, die man psychischer oder religiöser Art nennt, von größerem Gewicht sein können als das, was man offiziell denkt und für wahr hält. Unbestreitbar machen viel mehr Menschen Erfahrungen im Grenzbereich zwischen der Alltagsrealität und der Transzendenz, als die herrschende Meinung, die dies alles in den Bereich des Aberglaubens, des Okkulten oder des Psychopathischen verweist, zugibt. Die Theologie und folglich die Seelsorger können mit solchen Erfahrungen, werden sie ihnen erzählt, meistens nicht umgehen. Nur besten Freundinnen und Freunden und vielleicht Psychotherapeuten werden darum solche Grenzerfahrungen anvertraut. Das gilt für Visionen, für todesnahe Erlebnisse, für Ahnungen und Stimmungen transzendenter Art und vieles mehr.

{272} Nimmt man mit C. G. Jung die Wirklichkeit der Seele ernst als ein Reich, das weit über unsere individuellen Grenzen, über unseren Verstand und unser Begreifen hinausreicht, erkennt man an, dass die Psyche weder an die Zeit noch an den Raum gebunden ist und nicht wir sie steuern, sondern sie uns, dann bleibt das Erscheinen eines Engels auch weiterhin etwas Wunderbares, aber abzustreiten, was ein anderer erlebt hat, wäre nur ein Zeichen für Beschränktheit. Für mich ist die Tiefenpsychologie vor allem zu einem Erkenntnisweg geworden, um mich selbst, die Religionen und nicht zuletzt auch die Bibel auf neue Weise zu verstehen.

{273} Die Engel sind für mich zunächst Symbol für religiöse Erfahrung. Ihr Leuchten, ihre weißen Kleider weisen daraufhin, dass in dieser Erfahrung etwas aufleuchtet, einleuchtet, erkannt wird, das vorher auf keine Weise erdacht werden konnte. Eine Erkenntnis zugleich, die um so viel schöner und lichter als das zuvor Gemeinte ist, dass sie verwandelnde Kraft hat. Wer diese verwandelnde Kraft an sich spürt, sagt aus gutem Grund, dass er sich dies auf keine Weise hätte selbst ausdenken können, sondern dass es eine transzendente Kraft, ein Engel gewesen sein müsse, der ihm dies übermittelt hat.

{274} Einige Beispiele sollen das veranschaulichen. Da ist einmal Josef, mit Maria verlobt, und die ist auf einmal schwanger. Ärgerlich, peinlich, enttäuschend, frustrierend für

Josef. Verratene Liebe, verletzter Stolz. Er will sich heimlich davonmachen, erzählt der Evangelist, für damalige Rechtsverhältnisse heißt das viel, denn er hätte sich an Maria rächen und sie anzeigen können. Die Todesstrafe der Steinigung stand für untreue Frauen im Gesetz. Aber nicht deshalb wird die Geschichte Josefs erzählt, sondern nur wegen des Traumes, den er hatte und in dem ihm ein Engel erschien. »Scheue dich nicht«, sagt der Engel zu Josef, »Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen, denn was in ihr gezeugt ist, das ist vom heiligen Geist« (Mattäus 1,20). Psychotherapeuten sprechen von der kompensatorischen Wirkung, die Träume haben können, sie vermitteln die Gegenposition zur bewussten Haltung des Ich. Aber zwischen Untreue und heiligem Geist besteht ein ungeheuer großer Unterschied. Josef ließ sich durch den Traum bewegen, heißt es, Maria zu sich zu nehmen und damit das Kind, das sie trug. Er floh um des Kindes willen sogar nach Ägypten. Wer will eine solche Wandlung in einem Menschen besser erklären als damit, dass er sie einem Engel zuschreibt?

{275} Mehrere Frauen gehen zum Grab, um einen Toten zu salben. Frauen, die Jesus von Galiläa her bis nach Jerusalem gefolgt waren. Sie hatten ihn geliebt und hatten zusehen müssen, wie er am Kreuz qualvoll gestorben war. Der ihrem Leben Sinn, Inhalt und Hoffnung gegeben hatte, war ermordet worden. Nun kommen sie, um ihm einen letzten Liebesdienst zu erweisen. Nur die Sorge bewegt sie: Wer wälzt uns den schweren Stein von dem Felsengrab? Kurz darauf kehren sie nach Jerusalem zurück, zitternd vor Furcht und ebenso vor Freude, und sagen: Jesus lebt! Was hat sie aus Todtraurigen in Botinnen der Auferstehung verwandelt? Eine überwältigende Erfahrung, geschildert mit den Worten: »Und siehe, es geschah ein großes Erdbeben, denn ein Engel des Herrn kam aus dem Himmel herab, trat hinzu, wälzte den Stein weg und setzte sich darauf« (Mattäus 28,2). Wo anders hat das Erdbeben stattgefunden als in den Frauen selbst? Was für ein schwerer Stein wurde wohl weggewälzt als ihre Trauer, die sie zu Boden drückte? Aber nicht nur das, der Engel war auch zu hören: »Ihr sollt euch nicht fürchten, denn ich weiß, dass ihr Jesus, den Gekreuzigten, sucht. Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er gesagt hat. Kommet her, sehet den Ort, wo er gelegen hat« (Mattäus 28,5). Der Ort, wo Jesus gelegen hatte, waren sie selbst, ihre Seele war das Grab, aber nun war es leer, nun wohnte darin stattdessen ein Engel, der ihnen gebot, es den anderen zu sagen, dass der Tote lebt. Und es ging ihnen dann so, wie es noch heute vielen ergeht, wenn sie von solchen Erfahrungen berichten: Man glaubte ihnen nicht; die Jünger hielten ihre Erzählung für leeres Gerede, für Weibergeschwätz. Nach ganz ähnlichem Muster wird die Geschichte der Jünger erzählt, die nach dem Tod Jesu auf dem Weg nach Emmaus waren. Ein Fremder gesellte sich zu ihnen, ihm schilderten sie, wie ihre Hoffnung zerstört wurde, als man Jesus kreuzigte, und sie verstanden nicht, als der Fremde ihnen erklärte, warum Jesus leiden musste, um in seine Herrlichkeit einzugehen. Erst als der Fremde ihnen das Brot brach, wurden ihre Augen aufgetan, sie erkannten, dass Jesus lebt, und kehrten noch in der Nacht nach Jerusalem zurück (Lukas 24,13 ff.). Auch hier dieses Plötzliche, die Erleuchtung, das Erkennen, die Verwandlung von Trauer in Freude.

{276} In seinen Abschiedsreden an die Jünger hat Jesus gesagt: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet weinen und wehklagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit wird zur Freude werden. Wenn die Frau gebiert, hat sie Traurigkeit, weil ihre Stunde gekommen ist, wenn sie aber geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt geboren ist. Auch ihr habt jetzt Traurigkeit, ich werde euch aber wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude nimmt niemand von euch« (Johannes 16,20 ff.). Jesus hat diese Worte im Zusammenhang damit gesprochen, dass er seinen Jüngern nach seinem Weggehen einen Beistand, einen Trost, den Heiligen Geist senden

werde. Ein Merkmal des Heiligen Geistes ist, dass er Trauer in Freude verwandelt, und mir scheint, dass Heiliger Geist und Engel näher miteinander verwandt sind, als bisher gesehen wurde.

{277} Ich bin Lektorin in einem Verlag, viele Manuskripte flattern auf meinen Tisch, darunter nicht selten solche, die Trauernde verfasst haben. Das Durchleiden ihres Schmerzes hat etwas in ihnen ausgelöst, was zuvor unvorstellbar war: Intensität der Wahrnehmung, Offenheit für Transzendentes und nicht zuletzt auch Kreativität. Sie, die zuvor nie geschrieben hatten, haben nun die Kraft und Ausdrucksfähigkeit, ein Buchmanuskript zu verfassen, und ihre Sprache ist nicht selten so überzeugend und eindrucksvoll, dass sie selbst den skeptischen Sinn eines Lektors berührt. Inspiration aber und Kreativität sind unter anderem Gaben des Heiligen Geistes, ebenso wie die von Engeln.

{278} Das Erscheinen des Engels Gabriel bei Maria, die Kraft des Höchsten, von der er ihr sprach, machten sie schwanger. Gabriels Name bedeutet: Gott ist meine Kraft. Gabriel wird als schön geschildert, umkleidet mit dem grünen Mantel der Hoffnung, eine Lilie in der Hand. Die Lilie ist wie der Lotos eine Blume, die aus dem Sumpf wächst, aus Morast. Der persische Dichter Rumi preist ihn: Eine »Erscheinung der übermenschlichen Schönheit, eine Gestalt, die aus der Erde aufblüht wie eine Rose, wie ein Bild, das sein Haupt erhebt aus dem geheimen Grund des Herzens.«(Anm. 36) Gabriel ist geradezu so etwas wie ein Archetyp, Symbolgestalt für das Erwachen von Hoffnung, sogar von Seligkeit aus dem geheimen Grund des Herzens, aus Trauer, Schmerz und Trostlosigkeit. Seine überirdische Schönheit ist Zeichen dafür, dass auf einmal ein Sinn aufleuchtet, eine Harmonie, die jenseits von Zeit und Raum ist und doch das Irdische verklärt.

{279} Ebenso wie Trauer zum Leben gehört, so heute auch immer wieder die Frage nach eigener Identität. Manchmal sind es äußere Ereignisse, oft aber auch etwas Unerklärliches, was das Gefühl vermittelt, das Gehäuse von Sinnzusammenhängen, das einmal Geborgenheit gegeben hatte, sei über einem zusammengebrochen und man stehe in einem Trümmerfeld. Was Erziehung, die Lebensform der Gesellschaft, die eigene Rolle darin, die Antworten der Kirche, die ethischen Überzeugungen, die Beziehungen zu anderen einem lange Zeit bedeutet haben, sodass man sich sicher glaubte - dies alles kann plötzlich abhanden kommen. Keine Wand schützt mehr vor der kahlen Wirklichkeit in einem selbst und um einen her. Keine der bekannten Autoritäten hat mehr eine Antwort zu geben, die tragfähig ist. Was tun, wenn man so weglos und orientierungslos herumsteht? Allzu viele betäuben sich mit Medikamenten oder Drogen, stürzen sich in Arbeit. Aber das überdeckt nur die allgemeine Depression.

{280} Die Bibel erzählt von Maria Magdalena, wie sie weglos und orientierungslos am Grab stand. Das Grab war leer. Sie war frühmorgens, als es noch dunkel war, hinausgegangen zum Grab, dem einzigen Ort, wo sie noch sein konnte, nachdem Jesus, den sie geliebt hatte, gestorben war. Aber nicht einmal seine Leiche war noch zu finden. Gar nichts war ihr mehr geblieben, und so stand sie am Grab und weinte. Sich in Tränen auflösen, hineinsinken in das Nichts um sie her und in ihr, das war das einzige, das ihr blieb. Weinend beugte sie sich in das Grab hinab. Da sieht sie zwei Engel in weißen Kleidern, die sie fragen: »Weib, was weinst du?« Sie fragen nicht: »Warum weinst du?« Sondern: »Was?« Es ist eine Frage, die auf Bewusstwerdung drängt, auf Erkennen. »Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben«, sagt Maria Magdalena. Sie kann in Worte fassen, dass ihr alle äußeren Haltepunkte abhanden gekommen sind. Aber da ist auf einmal eine Stimme von innen,

die der Engel, und sie leitet die Wendung ein, die zweifache Wendung, die Maria Magdalena noch machen muss, bis sie in dem Mann, den sie zunächst für den Gärtner hält, den Auferstandenen erkennt. Nicht eine Gestalt im Diesseits, sondern eine ungreifbare, aber Jesus zeigt ihr eine neue Richtung für ihr Leben (Johannes 20,11 ff.).

{281} Ähnlich wie Maria Magdalena erfahren es immer wieder Menschen, die weglos und orientierungslos geworden sind, dass eine innere Stimme dann die Führung übernimmt, behutsam, aber sicher. »Weib, was weinst du?« Wenn sie dieser Stimme zu folgen üben, kann dies zu einer Wende führen. Sie sind nicht mehr außengeleitet wie die meisten Menschen der Gegenwart, sondern von da an innengeleitet, von einer inneren Autorität. Die einen nennen das den inneren Guru, andere den göttlichen Funken, C.G.Jung spricht vom Selbst, und ebenso kann man sagen, es sei der Schutzengel, dessen Leitung man sich nun anvertraut. Man nimmt ihn wohl erst dann wahr, wenn die äußeren Stimmen, die jeden von uns umbranden, sagen, was man denken, für richtig halten und tun soll, einem fragwürdig geworden sind. Sonst ist die Stimme zu leise, wird übertönt.

{282} Vom Schutzengel sprechen viele gern, wenn sie einen schweren Verkehrsunfall wohlbehalten überlebt haben oder aus anderen Gefahren mit heiler Haut davonkamen. Er schützt wohl auch Leib und Leben. Aber noch mehr schützt er wohl davor, dass ein Mensch nicht von allen guten Geistern verlassen ist und ins Nichts läuft.

{283} Jesus hat nicht an äußere, sondern an diese innere Autorität verwiesen. Symbol dafür ist der Schutzengel, der jedem Menschen beigelegt ist, auch wenn er ihn vielleicht lange nicht wahrnimmt, lange nicht auf ihn hört.

{284} Vielleicht sind die Krisen, die uns immer wieder einmal schütteln, uns geradezu herausschütteln aus dem Dahindämmern in unseren Alltagspflichten, Signale unseres Schutzengels, der besser weiß, was uns gut tut, als unser Ich.

{285} Wenn ich zurückdenke auf meine bisherige Biografie - und allmählich bin ich alt genug, um einige Windungen und Wendungen meines Lebens überblicken zu können -, stelle ich mit Verwunderung fest, wie wenig ich eigentlich beigetragen habe mit meinem Wollen oder Nichtwollen zu dem, was meinem Leben die entscheidenden Impulse gegeben hat. Trotz meiner Trauer, Verzweiflung, meinem Liebeskummer oder meiner Verzagtheit ist es schließlich immer so gekommen, dass ich nachträglich sagen kann: Es war gut so, und vor allem: Ich habe auf diese Weise mehr erkannt von mir, von dem, was mir als Wahrheit einleuchtet, als wenn es so gekommen wäre, wie ich mir da und dort gewünscht hatte. Seit ich die Hypothese von C. G. Jung kenne, es gebe so etwas wie ein Selbst, den größeren Menschen, das steuernde Zentrum der Seele, das mehr Weisheit habe, als ein Ich haben kann, konnte ich es mir so zurechtlegen, es sei jenes Selbst gewesen, das in entscheidenden Situationen die Führung übernahm. Es wäre nur ein anderer Name dafür, zu sagen, es sei mein Schutzengel. Jenes, das wir Schicksal nennen, Zufall, Glück, Fügung, was auch immer. Meine Eingangsfrage: Wo wären wir, was wäre aus uns geworden, gäbe es keine Engel? hat hier ihren Anhaltspunkt. Glücklicherweise brauche ich diese Frage nicht zu beantworten.

{286} In Science-Fiction-Romanen wird manchmal die Hypothese aufgestellt, es gebe von jedem Augenblick des Lebens aus mehrere Zukünfte und die Entscheidung des Augenblicks lege die eine Zukunft erst fest. Elisabeth Kübler-Ross sagt es anders: Jeder von uns habe in jedem

Augenblick die Chance, eine Wahl zu treffen, und aus diesen verschiedenen Wahlen setze sich das Leben zusammen. Ich gestehe, dass in meinem Leben oft über meinen Kopf hinweg gewählt worden ist, anscheinend manchmal gegen mich, aber meistens besser, als ich es vermocht hätte.

{287} Noch eine Anmerkung zu einem anderen Engel, dem Erzengel Michael. Auf Deutsch lautet sein Name: »Wer ist wie Gott?« Ein Kampfbruf. Michael wird dargestellt in schimmernder Rüstung, das Schwert des Geistes führend gegen den Drachen, gegen Lüge, Bosheit und Verblendung. Michael gilt als Anführer von Legionen von Engeln. Wer wollte sagen, dass wir einen Engel gleich einem Michael nicht dringend brauchten? Einen Geist, der davor bewahrt, an der Menschheit zu verzweifeln, den Untergang dieser Erde für beschlossene Sache zu halten? Es sind heute oft gerade die sensiblen, wachen Menschen, die nicht die Augen verschließen vor den schon gegenwärtigen und noch drohenden Katastrophen, die resignieren und meinen, es gebe keine Zukunft mehr. Es ist auch wirklich schwer, gegen die Analysen der Experten, gegen die Nachrichten von weltweitem Elend und gegen den Wahnsinn, von dem die Menschheit beherrscht zu sein scheint, noch etwas vorzubringen. Wir sind geradezu ausgeliefert an diese Nachrichten und haben nichts, das wir ihnen entgegensetzen könnten.

{288} Jesus hat seinen Jüngern einmal gesagt: »Wenn sie euch aber überliefern, so sorget euch nicht darum, wie oder was ihr reden sollt, denn es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn nicht ihr seid es, die reden, sondern der Geist eures Vaters ist's, der in euch redet« (Mattäus 10,19 f.). Ich denke mir, wenn eine Inspiration dieser Art mehr aufnahmebereite Menschen fände, wenn vielleicht das Bild der Lichtgestalt Michaels, der dann erscheint, wenn die Gefahr am größten ist, nicht für abergläubische Fantasie gehalten würde, hätte die Resignation angesichts des Untergangs nicht allein das Feld. Michael steht für die Heiligkeit Gottes, für eine unantastbare Wahrheit, die den Schrecken der Geschichte die Ehrfurcht vor Gott gegenüberstellt. Das Schwert Michaels ist kein Kinderspielzeug, sondern durchdringender Geist.

{289} Noch einmal: Wo wären wir, gäbe es keine Engel? Denn es gibt sie auch heute, die Menschen, die zu sagen wissen, was dem Untergang wehren kann: eine Bewusstseinsveränderung, die sicher einige Opfer an Bequemlichkeit im Denken und Verhalten fordern würde, die aber wohl dazu führen kann, dass es nicht aus sein muss mit der Menschheit auf diesem Planeten. Käme kein Engel mehr, ginge die Welt wohl wirklich unter. Wären wir wirklich von allen guten Geistern, vom Heiligen Geist, total verlassen, dann gäbe es wirklich keine Hoffnung mehr. Aber ganz so ist es eben doch nicht. Das Bewusstsein, dass die Menschheit nur überleben wird, wenn sie sich als ganze begreift, wenn sie Frieden und Gerechtigkeit endlich verwirklicht, die Einsicht, dass eine weitere Zerstörung unserer Umwelt uns alle zugrunde gehen ließe, ist auch da, und immer mehr Menschen teilen diese Überzeugung. Wer will sagen, dass es nicht Engel sind, die dazu beitragen, dass diese Einsicht sich ausbreitet? Wer will sagen, dass es nicht Michael ist, der dazu anleitet, die beschwichtigenden Worte der Politiker als Lügen zu durchschauen?

{290} Zuletzt noch etwas zu einer weiteren Engelgestalt der Tradition, zu Raphael. Sein Name heißt: Gott heilt. Im Buch Tobit wird er als Reisebegleiter des jungen Tobias geschildert, der auf eine gefährvolle Reise geht und der ohne den Rat Raphaels, der ihn unbekannt begleitet, den Bedrohungen hilflos ausgeliefert wäre. Raphael wird mit Hut, Wanderstab und einem Gefäß dargestellt, das Heilsalbe oder Wasser des Lebens enthält. Er ist Symbol für Weisheit, für ein Wissen, das bis auf den Grund sieht und die geheimen Kräfte des Bösen erkennt, sie aber zu

bannen versteht. So kann er Situationen, die Unheil bringen, verwandeln in Heil. Tobias hört allemal bereitwillig auf den Rat seines Begleiters. So kann er einen Fisch, der ihn zu verschlingen droht, packen, und die Eingeweide des Fisches erweisen sich schließlich als heilende Substanzen. Tobias kann mit Hilfe Raphaels eine Braut gewinnen, Sara. Von Sara erzählte man sich, dass schon sieben Freier, die sie gehabt hatte, von ihr getötet worden seien. Raphael lehrt Tobias, den Dämon zu vertreiben, der Sara besetzt hält, und sie wird ihm eine liebende Braut. »Sie war dir von Ewigkeit her bestimmt« (Buch Tobit 6,21), erklärt Raphael Tobias. Zuletzt kann der junge Mann seinem Vater, der erblindet war, das Augenlicht wiedergeben. Das Tobit-Buch ist fast im Stil eines Märchens erzählt. Wenn man seine Bilder meditiert, können sie aber etwas ahnen lassen von der Weisheit, die dazu befähigt, das Augenscheinliche nicht für das Endgültige zu halten, sondern in jedem Menschen, sei es in Sara, sei es im alten Vater, der blind ist, einen Menschen zu erkennen, der nur jetzt böseartig, nur jetzt blind erscheint, der sich aber doch wandeln kann, wenn man ihm nur mit Weisheit begegnet. Alle Weisheit des Lebens verkündet das Gesetz der Wandlung. Sie ist nur möglich, weil die Erneuerung, der Lebenskeim, in der Schöpfung selbst angelegt ist: Nichts bleibt, wie es war. Im allgemeinen erkennen wir nur die Veränderung zum Schlechteren, Zerfall, Krankheit und Tod. Aber die Gegenkräfte sind ebenso da: Heilung, Genesung und Auferstehung. Sie zu erkennen und auf sie zu vertrauen ist die Einsicht, die zur Nächstenliebe und gar zur Feindesliebe fähig macht. Jesus hat seinen Jüngern zum Abschied ein großes Wort hinterlassen: »Was ihr in meinem Namen erbitten werdet, werde ich tun« (Johannes 14,13). Vielleicht bitten wir bisher zu wenig. Vielleicht wagen wir es einfach nicht, um Größeres zu bitten als nur um unser eigenes Wohlergehen, und nicht einmal mehr das.

{291} Dr. Moolenburgh hat dazu eine Idee entwickelt. Er meint, manchmal trete vielleicht sein Engel mit dem Engel eines anderen in Kontakt und sie berieten, was in einer Beziehung für beide das Beste wäre. Er meint, immer, wo zwei Menschen sich begegnen, begegneten sich auch deren Engel. Ich habe sogar von Leuten gehört, die meinen, man könne sich doch auch einmal an die Engel der Leute wenden, die Macht in Händen haben, und sie bitten, ihren Einfluss geltend zu machen. Warum nicht? Schon Paulus meinte, wir wüssten nicht, wie wir beten sollen, aber der Geist komme unserer Schwachheit zu Hilfe und trete für uns ein mit unaussprechlichen Seufzern (Römer 8,26). Wenn wir uns schon selbst nicht zutrauen, heilend und wandelnd wirksam zu werden, so könnte die Vorstellung, dass der Engel, der bei uns ist, das doch vermöchte, unseren Worten und unserem Tun manchmal doch solche Kraft verleihen. Wer hätte es schließlich noch nie erlebt, dass andere einem erklären, man habe etwas gesagt oder getan, was für sie rettend oder hilfreich gewesen ist, und sich dann gesagt: Ich habe das nicht gewollt oder gewusst, es ist eben so geschehen. Es ist dann, als hätte unser Engel mit dem Engel des anderen kommuniziert. Hätten wir mehr Vertrauen zu dieser Möglichkeit, vielleicht ereigneten sich solche Wunder öfter. Denn es ist wohl nicht so, dass Engel nicht darauf warteten, durch uns handeln zu können. Seid gastfreundlich, heißt es einmal in der Bibel. Manche haben schon, ohne es zu wissen, einen Engel beherbergt (Hebräer 13,2). Es gibt auch eine innere Gastfreundschaft, nämlich die Offenheit für die Inspiration, die von unserem Engel ausgeht und die wir ebenso gut Heiligen Geist nennen können.

{292} Als Angelika geendet hatte, stand Walter auf und legte eine Schallplatte auf. Wir verstanden, was er meinte, und lauschten gemeinsam der Musik, die besser als alle Worte etwas von der Sprache der Engel vermittelt. Danach verabredeten wir nur noch unser viertes und letztes Treffen am Epiphaniastag und gingen heim.

Neue Wege unter dem Stern

6. Januar

{293} Hatten wir den Heiligen Abend im Keller feiern wollen, hätten wir dieses festliche Treffen nun am liebsten unter freiem Sternenhimmel verbracht. Dafür war es draußen zu kalt. Aber unser Haus bot uns trotzdem einen geeigneten Raum. Im obersten Stock gab es ein Atelier mit einer großen Glaswand, die uns einen weiten Blick zum nächtlichen Himmel bot, der sogar klar war an diesem Abend. Wir hatten unseren Weihnachtsbaum dorthin gebracht. Sonst machten wir nur wenig Licht, um uns den weiten Blick auf den Sternenhimmel nicht zu nehmen. Die Arbeitsatmosphäre des Ateliers, in dem wir nur so weit aufgeräumt hatten, dass wir alle Platz fanden, passte gut zu diesem Januarabend, an dem die Ausrichtung auf das neue Jahr mit vielen Aufgaben jeden schon in Anspruch nahm. Wir hatten uns gerade deshalb vorgenommen, unser Weihnachtsfest erst an diesem Tag zu beschließen, weil wir miteinander herausfinden wollten, wie sich die Weihnachtsbotschaft im etwas nüchternen Licht des Januar ausnimmt. Vier aus unserer Runde hatten zugesagt, sich darauf vorzubereiten. Simon begann erwartungsgemäß mit der Geschichte von den drei Weisen aus dem Morgenland.

Der Stern - das Auge der Liebe

{294} Der Stern gehört zur Weihnachtsgeschichte ebenso dazu wie die Krippe. Keine Darstellung der Geburt Christi lässt das Himmelszeichen aus. Sein geheimnisvolles Leuchten betont, dass hier ein besonderes Kind geboren wurde. Dieser Stern, sagte der Kirchenvater Augustin, wurde von Gott extra geschaffen, um die Geburt Christi anzuzeigen.

{295} Trotzdem ist die Beobachtung der Sterne und die Vorstellung, dass kosmische und irdische Ereignisse in Beziehung zueinander stehen, für die meisten etwas Ungewohntes. In der jüdisch-christlichen Überlieferung waren es immer nur Außenseiter, die sich mit den Sternen beschäftigt haben. So erzählt auch die Bibel, dass es Fremde, Magier aus dem Osten waren, welche die Nachricht von dem Stern nach Jerusalem brachten. Der Evangelist Mattäus berichtet: »Als aber Jesus in den Tagen des Königs Herodes zu Betlehem in Judäa geboren war, siehe, da kamen Magier aus dem Morgenland nach Jerusalem, die sagten: > Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Aufgang und sind gekommen, ihm zu huldigen<< (Mattäus 2,1 ff.). Von den Schriftgelehrten nach Betlehem gewiesen, zogen die Magier dorthin. »Und siehe, der Stern, den sie im Aufgang gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Orte stillstand, wo das Kindlein war« (Mattäus 2,9). So kam der Stern in die Weihnachtsgeschichte, und so steht er noch heute über jeder Krippendarstellung.

{296} Die drei Magier aus dem Morgenland, auch Weise oder Könige genannt, haben die Menschen zu allen Zeiten fasziniert. Im Mittelalter wurde ihr Auftreten in prunkvollen Mysterienspielen dargestellt, und immer wieder haben sich Schriftsteller und Dichter mit diesen drei Männern beschäftigt, die als erste unter den Heiden erkannt haben, dass dieses jüdische Kind der Heilbringer der Welt ist. Doch nicht nur die Dichter, auch die Forscher haben sich mit dieser Geschichte befasst. Johannes Kepler, Astronom und Astrologe, überraschte im Jahre 1604 seine Zeitgenossen mit der Nachricht, der Stern von Betlehem sei ein Doppelstern gewesen, gebildet von den Planeten Jupiter und Saturn, die damals so nahe beieinander standen, dass sie wie ein großer, besonders hell leuchtender Stern erschienen. Im Stuttgarter Planetarium kann man sich alljährlich zur Weihnachtszeit diese Konjunktion von Jupiter und Saturn, also ihr Zusammentreffen, vorführen lassen. Im Zeitraffer sieht es so aus, als kreisten die beiden Planeten

in Schleifen umeinander, und sie treffen sich nicht nur einmal, sondern dreimal. So waren sie im Jahre 7 vor Christus zu sehen, und zwar am 29. Mai, am 3. Oktober und am 13. November. Stellt man sich vor, dass die drei Magier nach der ersten Konjunktion am 29. Mai aufbrachen, konnten sie bei der dritten und letzten Konjunktion am 13. November in Betlehem ankommen. Das Jahr 7 vor unserer Zeitrechnung gilt nicht nur nach den Sternen, sondern auch auf Grund weiterer historischer Daten als das wahrscheinliche Geburtsjahr Jesu. (Anm. 37)

{297} Die Konjunktion von Jupiter und Saturn war damals im Sternbild der Fische zu sehen. Das ist bedeutsam für die astrologische Deutung. Der Saturn galt bei den damaligen Astrologen als Symbol des jüdischen Landes und der Jupiter als Symbol des göttlichen Königs. Das Sternbild der Fische galt als Zeichen des neuen, anbrechenden Zeitalters, ähnlich wie man heute vom Wassermannzeitalter spricht, das eine neue Epoche in der Menschheitsgeschichte heraufführen soll. So schlossen die astrologisch bewanderten Magier folgerichtig aus der Konjunktion von Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische, dass im jüdischen Land ein Kind geboren sein musste, das der König einer neuen Epoche der Menschheit sein würde. Sie sagten in Jerusalem: »Wir haben seinen Stern gesehen im Aufgang.« »Im Aufgang« ist ein astronomischer Begriff und bezeichnet den Punkt am Horizont, wo die Sonne aufgeht. Und der Stern, das war Jupiter, wenn man genau übersetzt. Tatsächlich ist Jupiter am 16. März des Jahres 7 v. Chr. im Aufgang zu sehen gewesen. Viele Übersetzer haben das nicht verstanden und geschrieben: »Wir haben seinen Stern im Morgenland, also im Osten, gesehen.« Aber genau muss es heißen: »Wir haben den Königsstern im Aufgang gesehen«, und das bedeutet astrologisch noch einmal: Ein neuer König ist im Kommen.

{298} Woher kamen die Magier, und woher hatten sie ihr Wissen? Es gibt eine Schrift, die aus dem frühen Christentum in Syrien stammt, »Die Chronik von Zuquin«, die mehr von den Magiern erzählt. Sie war die Quelle für viele Legenden, die im Mittelalter im Umlauf waren; am bekanntesten unter ihnen ist die von Johannes von Hildesheim, die er im Jahr 1370 veröffentlichte. Dieses damals weit verbreitete Volksbuch war später verschollen, bis Goethe es in der Stadtbibliothek von Jena wieder entdeckte und der Öffentlichkeit zugänglich machte. Johannes von Hildesheim, der zu seiner Zeit als hochgebildeter Mann galt, erzählt merkwürdige Dinge von einem geheimisvollen Berg in Indien, den er Vaus nennt. Auf diesem Berg soll ein Wartturm gestanden haben, von dem aus die Könige aus den drei Indien den Stern zuerst gesehen haben sollen. Die Chronik von Zuquin und religionsgeschichtliche Forschungen machen deutlich, dass dieser Berg Vaus mit dem Wartturm kein Hirngespinnst ist. Tatsächlich gab es im damaligen Parther- oder Perserreich eine heilige Stadt mit Namen Schiz. Ihre Ruinen liegen im heutigen Aserbeidschan am Kaspischen Meer. Über dem Heiligtum von Schiz erhob sich ein Berg, und auf diesem Berg war eine Sternwarte, auf der die Priester des persischen Reiches, die Magier genannt wurden, nach himmlischen Heilszeichen Ausschau hielten. Jährlich einmal begingen sie in feierlichem Ritual die Geburt des persischen Lichtgottes und Heilbringers Mithras, und zwar immer am 25. Dezember. Von Mithras heißt es: »Der Weltkönig und Weltheiland steigt in Feuergestalt als ein leuchtender Stern auf einen Berg, den Siegesberg von Schiz, nieder und wird dort in einer Höhle als Lichtwesen von einer Jungfrau geboren. Das ist der Große König, der am Ende der Zeiten in die Welt kommt.« (Anm. 38) Jeder persische König wurde als ein wieder geborener Mithras verstanden und in Schiz zum König gekrönt, auch dann noch, als er später in Ktesiphon residierte. Die christlich-syrische Legende von Zuquin nun erzählt, wie die Magier von Schiz einen Stern sahen und eine Offenbarung empfingen, die sie veranlasste, den König und Heilbringer der Welt nicht in Persien, sondern im jüdischen Lande zu suchen. Die Geschichte von den drei Magiern bedeutet demnach, dass sich Mithras-Priester vor dem Kind Jesus beugen

und ihm als dem wahren Heiland huldigen. Wenn man bedenkt, dass die Mithras-Religion, von Persien ausgehend, durch die römischen Legionäre im ganzen Römischen Reich verbreitet wurde - Mithras-Heiligtümer finden sich auch am Rhein -, kündigt diese Geschichte bereits an, dass das Christentum sich später gegen die Mithras-Religion durchsetzen würde. Im Jahr 270 nach Christus erst wurde die Mithras-Religion zur römischen Staatsreligion und der 25. Dezember, der Geburtstag des Mithras, zum höchsten Fest, natürlich zur Verherrlichung des römischen Kaisers. Die persischen Magier aber hatten genauer gesehen, insofern gelten sie zu Recht als Weise. Sie huldigten weder dem persischen König noch dem römischen Kaiser, sondern dem unscheinbaren Kind in einer Krippe, zu dem der Stern ihnen den Weg gewiesen hatte.

{299} Nun möchte man aber weiterfragen: Warum ist es ausgerechnet ein besonderer Stern, der den persischen Magiern die Geburt des Mithras und dann des Christus ankündigte? In einer außerbiblischen Überlieferung wird erzählt, dass auch die Geburt Abrahams von einer besonderen Erscheinung am Himmel begleitet war. Da sahen die Weisen des damaligen Königs einen großen Stern, der im Osten aufgegangen war, in großer Eile wanderte und vier andere Sterne verschlang. Sie sagten ihrem König voraus, es müsse ein Kind geboren worden sein, das ihn stürzen werde.

{300} Ähnliches meldet der indische Mythos von der Geburt Krishnas. (Anm. 39) Als Krishna geboren wurde, feierte die ganze Schöpfung mit und freute sich. Die Überlieferung berichtet: »Als nun die Glück verheißende Zeit für das Erscheinen des Herrn gekommen war, durchdrangen alle Eigenschaften der Tugend, Schönheit und des Friedens das gesamte Universum. Die Sternkonstellation Rohini bildete sich, und Sterne wie Ashvini erschienen.« (Anm. 40)

{301} Solche Gemeinsamkeiten in den Überlieferungen verschiedener Völker und Religionen nennt die Tiefenpsychologie das Archetypische, eine seelische Gegebenheit, die allen Menschen gemeinsam ist und sich in mythischen Bildern ausdrückt.

{302} Nun gibt es eine nicht religiöse, aber doch allen Menschen gemeinsame Erfahrung, die jedes Kind hoffentlich macht. Psychologen nennen sie den Glanz im Auge der Mutter. Aus diesem Leuchten der Mutteraugen erfährt das kleine Kind, dass es geliebt und gewollt ist. Für die Mutter ist es das schönste, das liebste, das wunderbarste Kind, das je auf Erden gewesen ist. Und aus diesem Glanz im Auge der Mutter beziehen wir alle unser Selbstvertrauen und unseren Lebensmut. In schweren Zeiten des Lebens sehnen wir uns danach zurück, wieder so angesehen zu werden, so bedingungslos angenommen und geliebt zu sein.

{303} Was die Augensterne der Mutter für uns als Kind bedeutet haben, wird in religiöser Sprache zum Stern am Himmel als dem Auge Gottes, der mit Wohlgefallen auf dieses besondere Kind blickt und es dadurch befähigt, den bösen Gewalten, die es bedrohen, standzuhalten. Diese Vorstellung vom Stern als dem Auge Gottes am Himmel wird noch anschaulicher, wenn man bedenkt, dass frühere Generationen der Menschheit im Nachthimmel eine Muttergöttin verehrten und sich dachten, sie lasse ihre Seele in den Sternen leuchten. Die Liebe der menschlichen und die Liebe der himmlischen Mutter meinte dasselbe: Du bist mein geliebtes Kind, an dem ich Wohlgefallen habe. Ich gebe dir die Kräfte des Lebens und des Heils, die allen durch dich zugute kommen sollen. Nicht von ungefähr wird Maria auch als Himmelskönigin verehrt. Die uralten Bilder von den Göttinnen der Vorzeit sind auf sie übertragen worden. Der besondere Stern am Himmel, von dem die Weihnachtsgeschichte erzählt,

ist demnach Ausdruck einer besonderen Liebe, die nun vom Himmel auf die Erde strahlt, und damit Ankündigung einer neuen Kraft und eines neuen Anfangs, die auf Erden wirksam werden sollen. Der Evangelist Lukas weitert mit der Botschaft der Engel an die Hirten das Erscheinen des Sterns auf alle Menschen aus: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

{304} Niemand von uns vermag zu leben und dem, was ihn von innen und außen bedroht, standzuhalten, ohne immer wieder einmal in die Augen eines Menschen zu schauen, aus denen ihm Liebe entgegen leuchtet. Der Weihnachtsstern strahlt diese Liebe allen zu, gerade auch denen, die einen solchen Menschen nicht um sich haben. Er erfüllt den alten Segenswunsch: »Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir und gebe dir Frieden.«

{305} Von allem, was uns Menschen wichtig ist, haben wir nur Bilder, um es auszudrücken. Der Stern von Betlehem ist ein solches Bild, ein Symbol. Ob wir es astronomisch, astrologisch, religionsgeschichtlich oder tiefenpsychologisch betrachten, ganz erklären lässt es sich nicht. Aber die Ausweitung der Betrachtung, ausgehend vom biblischen Bericht, vertieft doch unsere Sensibilität dafür und regt dazu an, das allzu Gewohnte erneut mit Ehrfurcht und Staunen anzusehen.

{306} Es ist nicht möglich, hier die Gespräche wiederzugeben, die sich an diesen Abenden an das Gehörte angeschlossen. Diskutieren wollten wir nicht, so hatten wir verabredet. Aber natürlich erzählten wir einander so manches von dem, was uns bewegte und wozu uns unsere Freunde mit ihren Worten angeregt hatten.

{307} Der Weitgereiste unter uns meldete sich nun zu Wort. Friedrich ist in vielen Ländern der Bibel gewesen und hat mir schon oft erzählt, wie so ganz anders man doch die Bibel liest und versteht, wenn man in jenen Ländern gewesen ist, deren Orte für uns oft nur fremde Vokabeln sind.

Befreit zur Selbstbestimmung

{308} »Es war einmal ein Mann, der war
zu seinem Kummer unsichtbar,
doch war das so nicht immer.
Er war's geworden mit der Zeit,
doch nicht durch Zauber oder Eid,
die Sache stand viel schlimmer!
Vor vielen Jahren war er doch
verhältnismäßig sichtbar noch!
Wodurch sein Bild sich trübte,
das war, dass niemand auf der Welt
sich je zu ihm als Freund gesellt,
der ihn von Herzen liebte.« (Anm. 41)

{309} Unsichtbar, unerkannt, vergessen, ungeliebt. Das ist der Kummer, auf den die Weihnachtsbotschaft eingeht, und das Thema im Brief des Paulus an die Galater: »Als aber die Erfüllung der Zeit gekommen war, sandte Gott seinen Sohn, von einem Weibe geboren, dem Gesetz unterworfen, damit er die dem Gesetz Unterworfenen loskaufte, auf dass wir die Annahme an Sohnes statt erlangten. Weil ihr aber Söhne seid, hat Gott den Geist seines Sohnes in

unsre Herzen gesandt, der da ruft: Abba, Vater! Somit bist du nicht mehr Sklave, sondern Sohn; wenn aber Sohn, dann auch Erbe durch Gott« (Galater 4,4-7).

{310} »An die Galater« - wer sind sie, wer waren sie? Nicht die Bewohner einer Stadt wie Römer oder Epheser, sondern der Landschaft Galatien. Das antike Galatien ist das heutige Anatolien in der Türkei, unbekanntes, vergessenes Land, aus dem die vielen Gastarbeiter kommen. Land, wo im Osten der Ararat liegt, der Berg, auf dem die Arche Noah nach der Sintflut festgemacht haben soll. Das Land, wo im Süden Catal Hüyük liegt, Ausgrabungsstätte einer der ältesten Städte der Erde aus dem 7. Jahrtausend vor Christus. »Die flache Erhebung ragt über einer weiten, fruchtbaren Ebene empor, rund vierzig Kilometer südlich von Konya. Der Horizont ist großartig, ferne Gebirgsketten umziehen das flache Ackerland, an klaren Tagen kann man in allen Himmelsrichtungen hohe ehemalige Vulkane sehen.« So schildert Ulrich Mann die Gegend um Catal Hüyük. Er fährt fort: »Der anatolische Horizont umschließt immer einen ganzen Kosmos, man sieht Sonnenschein und Gewitterböen, alles zugleich wie auf einem Bild.« (Anm. 42)

{311} Die anatolische Hochebene ist von Gebirgen durchzogen, Ackerland wechselt ab mit Steppe. Ziehbrunnen geben der Landschaft das Gepräge, Karawansereien und Hirten mit ihren Herden. Dort reiste Elsa Sophia von Kamphoevener, als Junge verkleidet, und lernte die Märchen der anatolischen Hirten. Märchen, in denen der Wunschtraum nach dem Erlöser sich spiegelt: Zu den Hirten am Gandhar Dagh, einem der anatolischen Berge, gelangte eines Tages der Sohn des fernen Sultans. Weder der Sultan noch sein Sohn hatten Anadolu bis dahin gekannt. Der Hirtenfürst sagt zum Sultanssohn: »Es würde sich für einen großen Herrscher wohl lohnen, die Reichtümer von Anadolu zu heben, zu pflegen und sie zu hüten.«(Anm. 43) - Fernes, unbekanntes, vergessenes Land Anadolu, das sich danach sehnt, erkannt, gehegt und geliebt zu werden. Im Märchen wird der Wunschtraum wahr. Der Sohn des Sultans freit die Tochter des Hirtenfürsten und nimmt Wohnung in Anadolu, baut sich einen Serail. Elsa Sophia von Kamphoeveners Märchen liest sich wie eine Weihnachtsgeschichte.

{312} Unbekanntes Anadolu, Wohngebiet der Galater, die ursprünglich Kelten sind, ebenso wie die Gallier. Selbst der Heidenapostel Paulus hatte nicht geplant, ihnen das Evangelium zu bringen. Eine schwere Krankheit zwang ihn, ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Er rühmt ihre Gastfreundschaft und dass sie sich nicht mit Abscheu und Verachtung von dem Kranken abgewendet, sondern ihn aufgenommen haben, als sei er ein Engel Gottes. Anatolische Hirten und Bauern also sind die Galater, unbekanntes, gastfreundliches Volk. »Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn.« Auch nach Anadolu. Als die Zeit erfüllt war, gesellte er sich als Freund zu jenen Unsichtbaren, die niemand von Herzen geliebt hatte. Nun seid ihr nicht mehr unsichtbar, nicht mehr vergessen, nicht mehr unbekannt, sondern Söhne Gottes, schreibt Paulus an die Galater. Er schreibt ihnen in der Sorge, dass sie dies wieder vergessen und zurückfallen könnten in die Zeiten davor, in denen die elementaren Kräfte der Welt ihr Leben beherrschten, das unwandelbare Gesetz der Elementargeister, der Planetenherrscher. Dies waren die Götter, denen die Galater gedient hatten, bevor sie von der Freiheit erfuhren, die Christus gibt. Paulus erinnert sie: Ihr wart Sklaven, Unterworfenen, nun aber seid ihr Erben Gottes, nun seid ihr Freie.

{313} Ferne Zeit, ferne, unbekannte Galater, unbekannte Götter. Und doch braucht man das damalige Weltbild nur in unser heutiges zu übersetzen, um die Verwandtschaft der Galater mit uns zu erkennen. Man dachte sich damals die Erde umgeben von Hüllen wie von

Zwiebelschalen. Diese Hüllen waren Machtbereiche, die nach den sieben Planeten benannt wurden: Mond, Sonne, Saturn, Mars, Venus, Merkur, Jupiter. Gewaltig war ihre Macht, sie bestimmten das Schicksal, den Wandel der Jahreszeiten, das Werden und Vergehen. Sie waren keineswegs menschenfreundlich, sondern dämonisch-gefährlich. Mit genau festgelegten Ritualen an den ihnen gewidmeten Festen versuchte man, ihre gefährliche Macht zu bannen.

{314} Für den Menschen von heute sind es nicht Elementar- oder Planetenkräfte, denen er sich unterworfen sieht. Was ihn bedrückt, hat andere Namen, ist aber nicht weniger zwingend.

{315} Für den einen wird sein Körper zum Schicksal, seine Veranlagung. Er erlebt sich unansehnlich, krank oder behindert, und alles, was in seinem Leben geschieht, ist davon geprägt und bestimmt.

{316} Der Andere erlebt die Welt aus der Perspektive seiner Ohnmacht. Die Mächtigen tun, was sie wollen, die Stärkeren gewinnen den Kampf ums Überleben, er aber bleibt im Dunkeln, und achtlos geht die Geschichte über ihn hinweg.

{317} Ein Dritter fühlt sich bedrückt von Schuld. Stets sieht er vor sich Gebote, die er nicht erfüllen kann, und erfährt sich als Sünder, für den es keine Vergebung gibt.

{318} Der Nächste plagt sich mit dem Gefühl, immer zu versagen. Andere sind erfolgreich, können mithalten mit der Leistungsgesellschaft, er zieht immer den Kürzeren und hat nie eine Chance.

{319} Wieder ein Anderer leidet unter dem Streit, dem Hass, den bösen Worten rings um ihn her. Er möchte gern alles schön und harmonisch haben, muss aber mit Schmerzen erkennen, dass die Welt anders ist, als er sie sich wünscht.

{320} Wieder ein Anderer quält sich mit dem Bewusstsein herum, dass er minderbegabt ist. Er erlebt sich immer als der Dumme unter lauter intelligenten Leuten, kann nicht mitreden, sondern wird an die Wand gespielt und verletzt.

{321} Schließlich gibt es solche, die vergeblich nach dem Sinn des Lebens fragen und nie eine Antwort bekommen. Da sie ihn nicht erkennen können, fühlen sie sich wie über einem bodenlosen Abgrund im Leeren hängen.

{322} Erfahrungen wie eben geschildert, kennt jeder in irgendeiner Form. Wir nennen sie nicht Götter oder Dämonen, aber sie sind denen ähnlich, vor denen der antike Mensch sich fürchtete. Ein Weltbild ist immer zugleich ein Bild vom Menschen. Was einer von der Welt sagt, ist geprägt von Erfahrungen, die ihm zum Schicksal wurden. Man hängt von diesen Erfahrungen ab wie eine Marionette. Dass der Mensch eine Marionette sei, an Fäden gezogen und bewegt von unbekanntem Mächten, die ihn einmal da- und einmal dorthin ziehen, ist ein oft gebrauchter Vergleich. Dies meint Paulus mit dem Wort Sklaven. Ein Sklave muss Befehlen anderer gehorchen, er hat keine freie Entscheidung. Sklaven gibt es heute genau genommen nicht, wohl aber viele, die wie Marionetten mechanisch tun, was andere von ihnen verlangen oder was ein innerer Zwang ihnen gebietet. Wenn Maler von heute ein Menschengesicht malen, malen sie oft eine zerrissene Landschaft, als wollten sie zeigen: Der Mensch von heute hat kein Gesicht, sondern ist zersplittert von Kräften, die das ursprünglich Ganze zerstören.

{323} »Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, von einer Frau geboren und unter das Gesetz getan, damit er die dem Gesetz Unterworfenen loskaufte« (Galater 4,4). Mitten hinein in diese von Mächten beherrschte Welt, mitten hinein in den zerrissenen Menschen sendet Gott seinen Sohn. Am Heiligen Abend haben wir das Bild vor Augen: in der Krippe in einer Höhle das Kind. Umgeben von Tieren, gepriesen von Engeln, verehrt von den Weisen, angebetet von Maria, Josef und den Hirten. Erde und Himmel, Tier- und Menschenwelt sind versammelt um dieses Kind, das zur Mitte des Kosmos wird.

{324} Das Bild vom Kosmos ist immer auch ein Bild vom Menschen. Das Kind, das zur Mitte der Schöpfung wird, wird auch zur Mitte des Einzelnen. Gerade auch zur Mitte des Menschen, der sich als Marionette erlebt und darüber sich selbst unsichtbar geworden ist. Das meint Paulus, wenn er schreibt, durch Christus sind wir Söhne Gottes. Stellt euch die Marionette an ihren Fäden vor, zu keiner eigenen Bewegung fähig. Nun auf einmal bekommt sie eine Mitte. Damit ändert sich alles. Von diesem Zentrum geht Energie aus, ein Wille. Christus sagt, und er sagt es in uns: »Ich bin«. »Ich bin die Wahrheit. Ich bin das Leben. Ich bin der Weg.« Christus in uns kauft die Marionette los. Nun bewegt sie sich aus eigenem Impuls. Nun kann sie die Fäden loslassen, die an ihr gezogen haben. Wer dies versucht, merkt wohl zum ersten Mal, dass nicht nur die Fäden ihn fesselten, sondern er selbst krampfhaft die Fäden festgehalten hat - aus Angst, das Leben zu verlieren, aus Sorge, nicht mitzukommen, aus Furcht, keine Anerkennung zu finden. Losgekauft bedeutet: Nun wird die Marionette lebendig, ist kein zerstückeltes Ding mehr, sondern ein lebendiger Mensch. Nicht mehr sich selbst und anderen unsichtbar, sondern erkannt und geliebt, mit einem menschlichen Gesicht. Jeder kennt ein Land Anatolu in sich selbst, das noch niemand besucht hat. Nun ist es gefunden worden, nun ist der gekommen, der seine Reichtümer hegt und pflegt und zum Blühen bringt.

{325} »Wir sind in Christus«, schreibt Paulus. Das kann man übersetzen: in einer Liebesbeziehung. Die Erde ist nun nicht mehr umringt von feindlichen Mächten, sondern gegründet und umhüllt von der Liebe des Christus. Und der Mensch ist nicht mehr unauffindbar vergessen und darum an andere versklavt, sondern Gastfreund dessen, der ihn liebt. Wo vorher Öde war, gedeiht nun ein Königreich. Wo vorher blinder Gehorsam war, strömt nun der Geist Gottes herab auf den Erben, auf den Freien. Wer in Christus ist, wird ein königlich Freier, der die Kräfte der Welt am Zügel führt. Mittelalterliche Darstellungen zeigen Christus als Weltenschöpfer. In seiner Hand hält er sieben leuchtende Sterne. Das sind die Planetengötter, vor denen der antike Mensch sich fürchtete. Wer in Christus ist, ein Sohn Gottes, der wird schöpferisch umgehen mit den Kräften dieser Welt. Sie beherrschen ihn nicht mehr, sondern er lenkt sie. Was ihn vorher bedrängte, das kann er nun als Gabe entgegennehmen und in freier Wahl gestalten.

{326} Den Körper, den ich mitbekommen habe, akzeptiere ich als ein Instrument, mit dem ich Zärtlichkeit empfangen und gebe.

{327} Ich blicke nicht mehr auf die Mächtigen, sondern werde der Macht der Lebendigkeit inne, die in mir wohnt und mit der ich wirken kann.

{328} Die Schuld, die ich verspüre, kann sich wandeln in Zuverlässigkeit im Umgang mit meinen Mitmenschen. Ich enttäusche sie nicht, sondern halte meine Versprechen.

{329} Die Angst vorm Versagen wandelt sich in das Bewusstsein, dass auch ich etwas leiste, auch wenn meine Leistung auf anderen Gebieten liegt als den gesellschaftlich anerkannten. Womöglich ist es schwerer, eine alte Mutter zu pflegen als ein Haus zu bauen.

{330} Der Schmerz, den Streit und Bosheit mir verursachen, wandelt sich in den Auftrag, Harmonie und Schönheit um mich her zu verbreiten.

{331} Die Meinung, ich sei dumm, macht der Erkenntnis Raum, dass ich eben anders denke und anderes wahrnehme als meine Umwelt und dass dies meine individuelle Begabung ist.

{332} Die Frage nach dem Sinn meines Lebens ist beantwortet durch den Glauben, dass Christus in mir wohnt und mir seinen schöpferischen Geist gibt, damit ich für Gott wirke auf dieser Erde. Größere Freiheit, Sinnvolleres kann nicht gefunden werden. Der sich und anderen unsichtbar gewordene Mensch tritt so als ein Freier vor die Welt und andere Menschen. Und er bewährt seine Freiheit, indem er andere befreit. Ihm hat sich ein Freund gesellt, der ihn von Herzen liebt, so hat er nun ein unverwechselbares Gesicht. Im einst unbekanntem, vergessenen Land Anatolien wohnt nun der Freier, dem das Wohl dieses Landes am Herzen liegt, der es hegt und pflegt, sodass es blüht und Früchte trägt, an denen andere sich erfreuen.

{333} Der griechische Name Anatolien bedeutet »Land des Sonnenaufgangs«. So ist es nun zu dem geworden, was sein Name sagt.

{334} Wir waren selbst überrascht davon, wie vielfältig die Aspekte waren, die wir Vierzehn zusammengetragen hatten zur Weihnachtsgeschichte. Sicher, manche Motive wiederholten sich, wurden aber doch immer aus neuer Perspektive beleuchtet. Aber wenn wir gemeint hatten, an diesem letzten Abend werde sich eine Wiederholung nun gewiss nicht vermeiden lassen, wurden wir überrascht. Die Freunde, die bis zuletzt hatten warten müssen, zeigten, dass Epiphania noch einmal einen ganz eigenen Akzent hat. Franziska, die Unbekümmerte und künstlerisch Veranlagte in unserer Runde, nahm nun das Wort.

In Freude gekleidet

{335} »Die linden Lüfte sind erwacht,
sie säuseln und weben Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muss sich alles, alles wenden.
Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal.
Nun, armes Herz, vergiss der Qual!
Nun muss sich alles, alles wenden.«

{336} Wer mitten im Winter ein solches Frühlingsgedicht zitiert, den wird man auslachen oder zumindest voreilig nennen. Ist es doch noch gar nicht soweit, ist doch noch gar nichts zu sehen vom Frühling! Doch Ludwig Uhland hat sein Gedicht nicht »Frühlingslied«, sondern »Frühlingsglaube« überschrieben. Ihm ging es nicht so sehr um den Mai, der schon da

ist, sondern um den Mai, auf den einer im Januar schon sich freuen kann, weil er ganz gewiss weiß, dass er eines Tages kommen und das Winterelend enden wird.

{337} So voreilig und ganz und gar nicht an dem orientiert, was schon sichtbar ist, war auch Jesus. Als er von der Taufe am Jordan nach Nazaret zurückkehrte, ging er in die Synagoge und las aus dem Propheten Jesaja vor: »Der Geist Gottes des Herrn ruht auf mir, weil mich der Herr gesalbt hat; er hat mich gesandt, den Elenden frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die gebrochenen Herzens sind, den Gefangenen Befreiung zu verkünden und den Gebundenen Lösung für ihre Bande, auszurufen ein Gnadenjahr des Herrn und einen Tag der Rache unsres Gottes, da alle Trauernden getröstet werden, da ihnen ein Kopfschmuck gegeben wird statt der Asche, Freudenöl statt Trauerhülle, Lobgesang statt verzagten Geistes, da man sie nennt >Terebinthen der Gerechtigkeit, Pflanzung des Herrn<, ihm zur Verherrlichung. Laut will ich mich freuen des Herrn, meine Seele frohlocke ob meinem Gott, denn er kleidet mich mit Gewändern des Heils und umhüllt mich mit dem Mantel der Gerechtigkeit, gleich dem Bräutigam, der sich den Kopfschmuck aufsetzt, und wie die Braut, die ihr Geschmeide anlegt, denn wie die Erde ihr Gewächs hervorbringt und wie der Garten seine Saaten sprossen lässt, so wird Gott der Herr Gerechtigkeit sprossen lassen und Ruhm vor allen Völkern« (Jesaja 61,1-3. 10-11).

{338} Als Jesus diese Worte vorgelesen und die Schriftrolle geschlossen hatte, sprach er die ungeheuren Worte, die alles Predigen übertreffen: »Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren« (Lukas 4,21). Heute, hier und jetzt. Nicht morgen, nicht irgendwann, nicht gestern, nicht vor langer Zeit, sondern heute, für euch.

{339} »O frischer Duft, o neuer Klang! Nun, armes Herze, sei nicht bang! Nun muss sich alles, alles wenden.« Uhland erhoffte dieses Neue von einem Frühling, der gewiss kommen werde. Jesus sagte mit seinen Worten unendlich viel mehr, er sagte: »Ich bin der Frühling.«

{340} Die strahlenden Worte des Propheten, mit denen Jesus sich identifizierte, der Jubel, der in ihnen schwingt, haben es schwer, unsere Ohren zu finden. Ja, wir hätten gern Heilung für ein gebrochenes Herz, wir wären gern frei aus den Gefängnissen, in die wir uns eingezwängt fühlen, wir hätten gern starken und wirksamen Trost in der Trauer. Aber wir sähen gern erst die sichtbaren Erfolge, bevor wir glauben. Wie es bei Schnee, Eis, kaltem Wind und trübem Himmel schwer, ja fast unmöglich ist, sich einen warmen, sonnigen Frühlingstag vorzustellen, so starren wir auf die Türen unserer Gefängnisse und auf die Öde der Einsamkeit. Es will sich in uns und um uns nichts bewegen. Wir sind »unverständlich und trägen Herzens, um zu glauben an alles, was die Propheten geredet haben« (Lukas 24,25). Das hat Jesus den Emmausjüngern vorgehalten, die nicht glauben konnten, dass er auferstanden war. Und die Leute in der Synagoge von Nazaret waren nicht anders. Sie wollten Jesus steinigen, nachdem er zu ihnen gesagt hatte: »Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren.« Der Jubel dieser Botschaft sollte eigentlich anstecken, so wie die Frühlingswinde die Erde anstecken, sodass sie auftaut und zu grünen und zu blühen beginnt. Die meisten Menschen sind anders. Sie lassen sich nicht so leicht anstecken, sie sind geradezu immun gegen die Freude. Angelus Silesius wusste auch, dass Menschen so träge sind, so winterlich versteinert. Er dichtete: »Blüh auf, gefrorener Christ, der Mai ist vor der Tür: du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier.« (Anm. 44) Jeder kennt das, wenn er von draußen kommt und die Hände oder Füße verfroren sind. Das Auftauen tut weh, es ist ein sehr unangenehmes, schmerzhaftes Gefühl. Im übertragenen Sinn ist das wohl ähnlich.

Wenn ein zugefrorenes Herz wirklich auftaut, fühlt der Mensch zunächst Schmerzen und muss weinen. Aber wer erlaubt sich schon zu weinen?

{341} Der Mai vor der Tür, nein, schon in der Tür, schon mitten im Raum, heute. Jesus sagt mit den Worten des Propheten, er wolle Lobgesang stiften an Stelle des verzagten Geistes. Doch ihm antwortet finstere Stummheit. Und, auch wenn wir es nicht genau wissen, dem Propheten Jesaja erging es wahrscheinlich zu seiner Zeit nicht viel anders.

{342} Wie kommt das, warum starren die meisten so beharrlich auf alles Schlechte? Wer einmal bei sich und in seinen Gesprächen mit anderen darauf achtet, wird bald darauf kommen: Die Leute haben geradezu eine Sucht nach traurigen und negativen Meldungen. Gutes und Erfreuliches wird kaum je mitgeteilt. Sollte ja einmal jemand sagen: »Mir geht es gut, ich bin froh, mit leuchtet ein Glück«, findet er nur selten Menschen, die sich einfach mitfreuen, aber viel öfter solche, die gleich ein gegenteiliges, negatives Beispiel dagegensetzen. Es ist müßig, über diese Beobachtung in Grübeleien zu verfallen. Ein Spiel, wie es eines Abends in einer Wohnung unter Freunden aufkam, macht aber etwas anderes deutlich:

{343} Eine Frau in der Runde warf die Frage ins Gespräch, was sie zur nächsten Sitzung ihrer Gestalttherapiegruppe anziehen solle. Der Leiter der Gruppe hatte angeregt, die Teilnehmer sollten das nächste Mal so gekleidet erscheinen, wie sie sich selbst am liebsten sähen. Die Freunde und Freundinnen kleideten nun in ihrer Fantasie die Fragende ein. Bald trug sie ein etuienges schwarzes Kleid, bodenlang, dazu einen breitrempigen Hut mit Schleier, um ihre Schultern eine Pelzboa. Ein Mann in der Runde nahm ihr dies alles wieder ab, er wollte sie lieber in einer Muschelschale aus dem Meerschäum auftauchen lassen, von rosigen Putten umspielt, Tauben sollten ihr Haupt umschwirren, zarte Schleier ihre Gestalt umwehen. Alle hatten ihre Freude an dem schönen Bild, und nun angeregt, kleideten sie auch die nächste Frau in der Runde ein. Sie brauchten mit Luxus nicht zu sparen, es war ja nur ein Spiel. Alsbald trug die andere Frau einen Mantel aus schimmernden Vogelfedern, ein Diadem funkelte über ihrer Stirn, und sie kam in einer Karosse angefahren, die von feurigen Rappen gezogen wurde. Das Spiel machte Spaß. Nun kam einer der Männer dran. Bald stand er hoch aufgerichtet, mit schimmerndem Helm geziert als Lohengrin auf seinem Schwanengefährt, und erschauernd lauschten alle der Stimme: »In fernem Land, unnahbar euren Schritten ...« aus Wagners Oper.

{344} Die so Angekleideten wunderten sich nicht wenig, was für Rollen die Freunde ihnen zumaßen. Sie fühlten sich den kostbaren Aufzügen nicht gewachsen. Das Spiel nahm eine Wende, und sie wurden gefragt, wie sie sich selbst denn ankleiden würden. Der Lohengrin sagte nicht ohne Ernst, er hege schon lange den verrückten Wunsch, in schwarzem Anzug und mit Zylinder durch die Stadt zu fahren, an Stelle des linken Schuhs aber einen richtigen Pferdefuß zu tragen, um so die Leute zu erschrecken. Die meergeborene Venus wollte lieber ein graues Kaninchenfell überstreifen und sich als unauffälliges liebes Ding in eine Ecke kuscheln. Und die diamantengeschmückte Dame auf der prachtvollen Karosse sah sich in einen Sack gekleidet als Aschenputtel am Herd beim Linsenauslesen. Das Erstaunliche an diesem Spiel war, dass die von außen angebotenen Rollen jeweils größer, leuchtender und bedeutender waren als diejenigen, die jeder sich selbst auswählte. Oft wird behauptet, die Menschen dächten von sich selbst höher, als sie wirklich sind. Es mag solche geben. Viel mehr Menschen aber sind so wie die Teilnehmer dieses Spiels. Sie halten von sich selbst viel weniger, als sie in den Augen anderer sind. Jesaja verkündet, Gott wolle den Menschen einen Kopfschmuck geben statt der Asche und sie mit dem Öl des Festes salben, statt dass sie länger ihre Trauerhülle tragen. Auch Gott denkt vom

Menschen höher als er selbst, auch Gott traut ihm mehr zu als er sich selbst. Gerade die christliche Tradition hat den Menschen aber zur Bescheidenheit erzogen. »Hochmut kommt vor dem Fall«, lernt jedes Kind schon früh und bemüht sich dann, sich selbst nicht so wichtig zu nehmen oder jedenfalls unauffällig zu erscheinen.

{345} Der chassidische Rabbi Sussja, Martin Buber nannte ihn einen Narren Gottes, war ein moderner Seelsorger. Er kannte die Folgen eines zur Bescheidenheit rufenden Satzes wie den: »Der Dreiste in die Hölle, der Verschämte ins Paradies.« Sussja deutete diesen Satz um: »Wer sich in der Heiligkeit erdreistet, darf in die Hölle hinabsteigen, um das Niedere emporzuheben; er kann sich auf Märkten und Gassen ergehen und braucht das Böse nicht zu fürchten. Der Verschämte aber, der sich nicht zu erdreisten vermag, der muss sich an die Höhe des Paradieses halten, an Lernen und Beten, und muss sich hüten, dass ihn das Böse nicht berühre.« (Anm. 45)

{346} »Sich in der Heiligkeit erdreisten« - das ist dasselbe wie eine Rolle annehmen und spielen, die einem eigentlich zu groß vorkommt. Es ist ein scharfes, anstößiges Wort: sich erdreisten. Aber es drückt genau das aus, was der Prophet von sich sagt: »Der Geist Gottes des Herrn ruht auf mir, dieweil mich der Herr gesalbt hat. Laut will ich mich freuen des Herrn, meine Seele frohlocke ob meinem Gott; denn er kleidet mich mit Gewändern des Heils und umhüllt mich mit dem Mantel der Gerechtigkeit, gleich dem Bräutigam, der sich den Kopfschmuck aufsetzt, und wie die Braut, die ihr Geschmeide anlegt.« Dieses hochgemute Bekenntnis befähigt den Propheten zu dem, was auch Rabbi Sussja sagte: Er kann in die Hölle hinabsteigen, um das Niedere emporzuheben. Er kann zu den Gefangenen sagen, dass sie frei sein sollen, ohne Sorge zu haben, selbst gefangen zu werden. Er kann den Gebundenen sagen, dass ihre Fesseln gelöst sind, ohne selbst in Fesseln geschlagen zu werden. Er kann denen mit gebrochenem Herzen die frohe Botschaft bringen, ohne selbst von ihrer Traurigkeit angesteckt zu werden. Die strahlende Kraft, die er aus der Gewissheit nimmt: »Der Geist des Herrn ruht auf mir«, braucht er gerade nicht für sich selbst. Er kann sie verschwenden, ohne ärmer zu werden. Jesus nahm eben diese Kraft für sich in Anspruch. Und seine Geschichte ist die Geschichte desjenigen, der in die Hölle hinabsteigt, um das Niedere emporzuheben.

{347} Worte eines Propheten, Worte Jesu. Wer vermöchte sie nachzusprechen? Wer von den Verschämten, die sich in Kaninchenfelle und grobe Säcke kleiden oder sich dem Teufel ähnlicher fühlen als einem Engel? Und doch ist dieses Sich-Erdreisten in der Heiligkeit jedem Christen in der Taufe zugesprochen. Und doch ist der Heilige Geist der Gemeinde Jesu nicht nur verheißen, sondern gesandt worden. Die Christen sollen durch das Wirken des Geistes aufwachsen und blühen und stark werden wie Bäume der Gerechtigkeit und wie eine Pflanzung Gottes. »Denn wie die Erde ihr Gewächs hervorbringt und wie der Garten seine Saaten sprossen lässt, so wird Gott der Herr Gerechtigkeit sprossen lassen!«

{348} Erich Fromm hat darauf aufmerksam gemacht, dass es für den heutigen Menschen entscheidend wird, ob er sein Augenmerk weiterhin auf das Haben richtet oder endlich auf das Sein. Sieht man diesen Text daraufhin an, was er an Haben vermittelt, an dem, was ohne mein Zutun einfach da ist, wird es offensichtlich nicht Frühling. Nach wie vor gibt es Gefangene, nach wie vor Traurige, nach wie vor verzagten Geist, trotz Weihnachten, trotz Ostern. Wir haben noch nicht, was da angekündigt ist. Sieht man die Worte mit anderen Augen an, was sie über das Sein aussagen, darüber, wer ich bin, dann werden sie überdimensional groß und leuchtend, sodass es einem den Atem verschlagen kann: »Der Geist des Herrn ruht auf mir, weil mich der Herr gesalbt hat.« Dieses Hochzeitskleid, dieser leuchtende Schmuck wird mir angelegt, wird zu meinem

Sein, damit ich anderen bin, was sie ersehnen: »Er hat mich gesandt, den Elenden frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die gebrochenen Herzens sind, den Gefangenen Befreiung zu verkündigen und auszurufen ein Gnadenjahr des Herrn.« Große Worte. Jesus hat sie nicht nur vorgesprochen, er hat sie vorgelebt. Wir sollen uns nun erdreisten, sie nachzusprechen und nachzuleben. Das ist das neue Sein: »Der Geist des Herrn ruht auf mir. Er hat mich gesandt.« Heute und hier ist diese Schrift erfüllt. Heute und hier beginnt dieser Frühling mitten im Winter. Heute und hier, wenn Christen sich erdreisten, so zu sprechen, wird das Gnadenjahr Wirklichkeit. Denn Gott steht dafür ein, dass wahr wird, was wir verkünden. Er ist es, der durch uns befreit und tröstet, indem er seinen Geist sendet. In der Kraft dieses Geistes kann der Christ sich auf den Märkten und in den Gassen dieser Welt ergehen und braucht das Böse nicht zu fürchten. Er weiß, wer er ist und wozu er da ist: ein Gesandter Gottes. Ein Beispiel dafür hat Martin Buber erzählt: Als Rabbi Mosche Lob von Sasow gestorben war, sprach er zu sich: »Nun bin ich aller Gebote ledig geworden. Womit kann ich jetzt noch Gottes Willen tun?« Er bedachte sich: »Sicherlich ist Gottes Wille, dass ich für meine unzähligen Sünden Strafe empfangen!« Sogleich lief er mit der ganzen Kraft und sprang in die Hölle. Darüber gab's im Himmel große Unruhe, und bald bekam der Höllenfürst einen Erlass: Solange der Rabbi von Sasow dort ist, soll das Feuer ruhn. Der Fürst bat den Zadik, sich nach dem Paradies hinwegzubegeben, denn hier sei nicht sein Platz; es gehe nicht an, dass die Hölle seinetwegen feiere. »Ist dem so«, sagte Mosche Lob, »dann rühre ich mich nicht weg, bis alle Seelen mitgehen dürfen. Auf Erden habe ich mich mit der Auslösung Gefangener abgegeben, da werde ich doch diese Menge da nicht im Kerker leiden lassen!« Und er soll es durchgesetzt haben. (Anm. 46)

{349} Das letzte Wort bei unserem Fest zum jungen Jahr sollte der Jüngste in unserem Kreis haben, Claus. Er war nicht nur der Jüngste unter uns und nicht nur der Blondeste, sondern auch so etwas wie unser Sonnenschein. Er verbreitet immer Helligkeit um sich her, die jeden ansteckt. »Mir ist«, sagte er, »als hätten wir miteinander eine Wanderung gemacht bis zu diesem Höhepunkt heute. Im Keller haben wir angefangen, nun sind wir unterm Dach und haben einen weiten Blick wie von der Höhe eines Berges.«

Offenbare und doch geheime Kunde

{350} Ist Gott nur in biblischer Zeit den Menschen erschienen und heute nicht mehr? Doch, er erscheint Menschen auch heute. Nur sind wir Heutigen verhaltener und oft zu schüchtern, darüber zu sprechen, uns danach zu befragen und etwas davon mitzuteilen. Während einer Tagung habe ich in einer Gruppe einmal gewagt zu fragen, ob dieser oder jener von einem solchen Erlebnis berichten möchte. Auf meine Frage trat Schweigen ein. Als es minutenlang gedauert hatte, überlegte ich, ob ich zu etwas anderem übergehen sollte. Aber ich zögerte doch noch einige Atemzüge lang. Und da begann die erste Teilnehmerin zu sprechen. Als sie geendet hatte, fasste der nächste Mut. Und so ging es weiter, reihum. Immer mit zögernden Pausen, aber fast jeder meldete sich zu Wort.

{351} Da erzählte einer, wie er lange schwer krank gewesen war, er hatte kaum noch Hoffnung, gesund zu werden. Da besuchte ihn ein Freund und brachte ihm den ersten blühenden Kirschzweig von draußen mit. Und dieser blühende Kirschzweig wurde für ihn zum Zeichen, dass er genesen werde.

{352} Eine Frau erzählte, sie und ihr Mann standen einmal vor einer folgenschweren Entscheidung. Sie sollten ins Ausland ziehen und dort eine neue Aufgabe übernehmen. Sie betete, um Gewissheit zu bekommen, ob diese Entscheidung richtig war. Und während sie betete,

fühlte sie sich auf einmal von Licht umflossen und wusste ganz sicher, dass sie nicht ins Ausland gehen sollten, sondern bleiben durften. Sie sagte es ihrem Mann, und sie sind geblieben.

{353} Eine andere Frau erzählte von einem Augenblick, der Jahre zurücklag, für sie aber bis heute entscheidend geblieben ist. Es ging ihr damals gut, sie hatte einen Mann, zwei Kinder, eine schöne Wohnung und war mit ihrem Dasein zufrieden. Eines Vormittags stand sie am Klavier neben dem Fenster und goss die Blumen. Da fiel durch das Fenster ein Sonnenstrahl auf die Blumen. Als sie ihn sah, wusste sie, dass sie ihr Leben ändern würde. Sie habe nicht etwa daraufhin Mann und Kinder verlassen, sondern den Weg nach innen gesucht und gefunden, und ihr Leben sei seither unendlich bereichert worden.

{354} Was wir einander anvertrauten in dieser Gruppe, waren leise Geschichten und solche, die mitteilbar waren. Eine Frau, die geschwiegen hatte, sagte mir hinterher, sie habe nicht die Worte gefunden, um die aufwühlenden Erlebnisse, die sie gehabt hatte, aussprechen zu können. Auch heute erscheint Gott den Menschen, aber vieles bleibt verborgen.

{355} Solche Erlebnisse sind nicht zu unbedeutend, als dass sie nicht in eine Reihe mit den Epiphanien gestellt werden dürften, von denen die Bibel erzählt. Auch die Bibel erzählt ja nicht nur von Erscheinungen Gottes, die aus den Menschen Propheten oder Apostel machten. Der Evangelist Lukas berichtet zum Beispiel von dem greisen Simeon, der täglich in den Tempel ging, um zu beten. Ihm war verheißen worden, er werde nicht sterben, ohne den Messias gesehen zu haben. Und als Maria und Josef Jesus in den Tempel brachten, wie es die jüdische Sitte gebot, da erkannte Simeon in ihm den Messias und sagte: »Herr, nun kann dein Knecht, wie du gesagt hast, in Frieden sterben, denn meine Augen haben das Heil gesehen« (Mattäus 2,29). Auch dies kann die Epiphanie Gottes bewirken, dass ein Mensch fröhlich und in Frieden sterben kann.

{356} »Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit. Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade über Gnade. Denn das Gesetz wurde durch Mose gegeben, die Gnade und die Wahrheit kamen durch Jesus Christus. Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht« (Johannes 1,14. 16-18).

{357} Der Text aus dem ersten Kapitel des Johannesevangeliums stammt von Menschen, denen Jesus Christus erschienen war. Wir wissen nicht, haben sie ihn in Galiläa erlebt, haben sie durch Zeugen von ihm gehört, ist er ihnen als Auferstandener erschienen, oder haben sie mit anderen das Abendmahl gefeiert und seine Nähe erfahren. Deutlich ist nur, sie haben eine Epiphanie erlebt, die für sie so überwältigend war, dass sie nun sprechen, als stünden sie hoch oben auf einem Berg im Licht und sähen von dort die Welt, sich selbst und alles Bisherige so neu wie an einem Schöpfungsmorgen. Vielleicht ist es hilfreich, sich vorzustellen, es seien vier Menschen oben auf dem Berg im Licht. Jeder spricht aus, was für ihn das Wichtigste ist. Und wie in der Gruppe, von der ich erzählt habe, entsteht auch immer eine Pause, bis der nächste anfängt zu sprechen.

{358} Der Erste sagt: »Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.« Wer eine Erfahrung gemacht hat, die ihn überwältigt, wählt oft große Worte, und auch sie erscheinen ihm noch zu blass, um wirklich mitzuteilen, was ihm

aufgegangen ist. »Wir sahen seine Herrlichkeit.« Fragte man ihn: Wie sah diese Herrlichkeit, dieser Glanz aus?, könnte er sie wohl kaum beschreiben. Glanz sehe ich ja nicht nur, er geht durch mich hindurch, durchstrahlt und wandelt mich. Aber nun ist es das Großartige an den Evangelien, dass sie Geschichten von Jesus erzählen, um eine Vorstellung zu vermitteln von seinem Glanz. Denn das Wort war Fleisch geworden, ein Mensch, der aussah wie ein Mensch, sprach und aß und atmete, heilte und litt. Er war eben nicht nur eine flüchtige Erscheinung aus dem Jenseits, sondern ein Mann, der mehrere Jahre lang Seite an Seite mit anderen lebte. Man kann »wohnen« auch übersetzen mit: »er zeltete unter uns«. Ein Zelt hat keine Mauern und Türen, die verschlossen sind. Ein Zelt ist zugänglicher als ein Haus. Wer einmal ein Nomadenzelt gesehen hat, hat auch die Gastfreundschaft erfahren, die unter einem solchen Zelt herrscht, diese selbstverständliche, großzügige Aufnahme, die jedem Fremden entgegengebracht wird und ihm die Gewissheit vermittelt, dass er willkommen ist. Das war etwas von dem Glanz, den Menschen an Jesus gesehen haben, dass er unter ihnen zeltete und jeder bei ihm willkommen war.

{359} Doch die Erinnerung an den Wanderer von Galiläa genügte dem Sprecher noch nicht, um Herrlichkeit zu schildern. Er sagt darum: »Das Wort ist Fleisch geworden«, das Wort, von dem es am Beginn des Johannesevangeliums heißt: »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Im Anfang war es bei Gott. Alles ist durch das Wort geworden, und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.« Das Leben, wie es vor Beginn der Schöpfung bei Gott war, wie er es ursprünglich gemeint hatte, als er die Welt schuf, dieses Leben ist in Jesus erschienen. So original, unverbraucht und strahlend, wie es als Urbild in Gott entstanden ist. Erst die Rückbeziehung auf den Ursprung der ganzen Welt also genügt, um auszudrücken, welcher Glanz an Jesus zu sehen war.

{360} Einer, der die Menschen gut kennt, sagte einmal, der heutige Mensch stelle dem Leben immer Bedingungen, die erst erfüllt werden müssten, bevor er leben könne. Aber das Leben lasse sich keine Bedingungen stellen, es wolle einfach gelebt werden.

{361} Die Menschen, die Jesus begegnet sind, haben gespürt, er war das Leben selbst, strahlend von göttlicher Kraft, so wie es auch in jedem von uns angelegt ist, nur verschüttet unter den vielen Bedingungen, die uns gestellt sind oder die wir stellen. Und etwas von dieser Herrlichkeit strömte von Jesus anderen entgegen, machte sie gesund und weckte in ihnen den Glauben. Gott der Schöpfer, das war an Jesus zu sehen, gibt bedingungslos Leben, und diese Quelle versiegt nicht, lägen ihr auch noch so viele Steine im Weg.

{362} Der zweite Sprecher oben auf dem Berg im Licht sagt nach einer Pause: »Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade über Gnade.« Ein Jubelwort. Jubel wie bei Maria und wie bei den Hirten und wie bei dem greisen Simeon. Bis Gott ihnen erschienen ist, ist auch ihr Leben alltäglich verlaufen, doch dann jubelten sie, und alles Bisherige wurde überstrahlt von dieser Freude. Wo man hinhört, bekommt man heute Unglücksgeschichten erzählt. Die Epiphanie Gottes aber bewirkt, dass aus einer bisherigen Unglücksgeschichte eine Heilsgeschichte wird und der Betroffene jubelt: »Ich habe Gnade über Gnade empfangen!« Wie kann das zugehen?

{363} Stellt euch einen Menschen vor, der jahrelang vergeblich nach einem gesucht hat, den er lieben kann und der ihn liebt. Alle Beziehungen, die er aufnahm, endeten mit Schmerzen und mit Streit. Dann aber findet er doch den, nach dem er sich gesehnt hatte. Und dann wird er im Rückblick dankbar lächeln über alles, was bis dahin schief gegangen war, und sagen: Es war

eine Gnade, dass es so gelaufen ist, sonst hätte ich diesen Einen nicht gefunden. Und er wird seine bisherige Unglücksgeschichte umdeuten in eine Geschichte, die zum Heil führte. So ähnlich mag es dem Sprecher oben auf dem Berg eingeleuchtet haben, als er von dort oben die Wege seines bisherigen Lebens überblickte, die ihm schwer und sinnlos vorgekommen sein mögen. Nun, von dieser Warte aus, erkennt er, es waren alles Wege, die ihn schließlich dorthin geführt haben, wo ihm Christus erschienen ist.

{364} Und nach einer Pause hebt der dritte Sprecher oben auf dem Berg an und sagt: »Das Gesetz wurde durch Mose gegeben, die Gnade und die Wahrheit kamen durch Jesus Christus.« Wieder ein ganz neues Thema, das für diesen Dritten das Neue ist, das ihm die Erscheinung Christi gebracht hat. Er fasst in einem großen Bogen das Alte und das Neue Testament zusammen. Das Gesetz, das Mose dem Volk Israel am Sinai verkündete, stellte dieses Volk unter einen hohen Anspruch: »Ihr sollt mir sein ein heiliges Volk.« Seitdem steht dieses Volk vor der unerhört schweren Aufgabe, Zeuge Gottes auf dieser Erde zu sein, allein in einer Umwelt, die Gott leugnet oder anderen Göttern dient. Ohne die Juden und ihre Treue wüssten auch wir Christen nichts von Gott.

{365} Der preußische König fragte einmal den Atheisten Voltaire, ob er einen Gottesbeweis nennen könne. Voltaire antwortete: »Die Juden, Majestät.« Auch wir Christen haben allen Grund, Respekt zu haben vor der Last des Anspruchs, die auf den Schultern der Juden liegt.

{366} Die Gnade und die Wahrheit aber ist durch Jesus Christus gekommen. Seit er geboren wurde durch eine Frau, gestorben und ins Grab gelegt worden ist, seit er auferstanden und zum Himmel gefahren ist, gibt es nichts mehr in der Welt, das nicht von ihm berührt, von ihm geheiligt und durchwirkt wäre. Seit er gekommen ist, können wir glauben, dass diese Welt nicht etwas Widergöttliches ist, in der wir ganz allein für Gott zu zeugen hätten. Sondern wir glauben, dass diese ganze Welt, die Erde, unser Leben und unser Sterben, aber auch der gesamte Kosmos zu seinem Reich gehören. In jedem Sonnenstrahl, in jeder Blume begegnet er uns. In jedem Menschen tritt er uns gegenüber. Die Vergangenheit ist er. Die Zukunft ist er. Was immer geschieht, ist Zeichen der Liebe, die wir an Jesus von Nazaret ablesen können. Wir sind nicht verloren auf dieser Welt, sondern da sie in Christus zu Gott gehört, sind wir überall in ihr zu Hause. Diese Gnade und diese Wahrheit ist durch das Erscheinen Christi offenbart worden.

{367} Wir haben wohl nicht immer den Blick dafür. Was wir erleben, verdunkelt oft genug den Durchblick, den jener Sprecher oben auf dem Berg im Licht hatte. Eugen Roth hat für den, der diese Sicht verliert, ein Trostgedicht geschrieben:

{368} »Du weißt, dass hinter den Wäldern blau
die großen Berge sind.
Und heute nur ist der Himmel grau
und die Erde blind.
Du weißt, dass über den Wolken schwer
die schönen Sterne stehn.
Und heute nur ist aus dem großen Heer
kein einziger zu sehn.
Und warum glaubst du dann nicht auch,
dass uns die Wolke Welt

nur heute als ein flücht'ger Hauch
die Ewigkeit verstellt?« (Anm. 47)

{369} Und nun steht oben auf dem Berg im Licht noch ein Vierter. Auch er hat eine Erleuchtung, die ihm durch das Erscheinen Christi gegeben wurde. Er sagt: »Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht.«

{370} Niemand hat Gott je gesehen. Trotz aller Erscheinungen, in denen er sich Menschen mitteilt, ihn selbst gesehen hat niemand. Auch die gewaltigsten Gotteserscheinungen, von denen das Alte Testament berichtet - Gott im brennenden Dornbusch, Gott in Rauch und Feuer auf dem Berg Sinai -, sie sind alle nur leise Berührungen Gottes, denn, so sagt das Alte Testament, wer Gott selbst sähe, der müsste sterben. So dankbar wir sein können für einen Kirschblütenzweig, für einen Sonnenstrahl, für ein Licht, das uns umfließt und etwas mitteilt, das über unser Verstehen hinausgeht, ebenso dankbar müssen wir auch dafür sein, dass es so sanfte, leise Berührungen Gottes sind, die wir erleben, denn wären sie stärker, könnten wir sie nicht ertragen. Aber ob solche Berührungen wirklich von Gott kommen oder nichts als Einbildungen sind, das ist eine Frage des Glaubens, und dass wir glauben dürfen, verdanken wir Jesus Christus.

{371} Niemand hat Gott gesehen. Aber was ist trotzdem schon alles über ihn behauptet worden! Großes und Erhabenes und ebenso Furchterregendes und Schreckliches. Und nicht selten reden gerade Theologen so, als hätten sie der heiligen Trinität über die Schulter gesehen und ihre Geheimnisse erlauscht.

{372} Dabei ist unsere Gegenwart von der Meinung geprägt, da niemand Gott gesehen habe, müsse man so leben, als ob es ihn nicht gäbe. Wer so zu leben versucht, für den hat das Dasein bald keinen Sinn mehr. Die Zukunft ist leer, das Universum eine kalte Wüste, der Mensch ein zufälliges Stäubchen in dieser Wüste und vielleicht sogar ein Unglücksfall der Evolution. Jesus aber hat Kunde gebracht, dass Gott ist. Er hat diese Welt so gewollt, wie sie ist, er liebt diesen Menschen, so wie er ist. Und als wollte er noch einmal bestätigen, dass er diese Schöpfung gewollt hat, hat er seinen Sohn mit dieser Erde gleichsam vermählt; sie soll seine Braut sein.

{373} Diese Kunde ist vor zweitausend Jahren auf diese Erde gekommen und wird seither verkündet. Und doch ist sie bis heute noch immer eine geheime Kunde. Sie geht von Mund zu Mund und von Herz zu Herz und hat keine andere Beweiskraft, als dass sie bei diesem oder jenem Menschen Glauben weckt. Es ist gut, sich dies wieder einmal klarzumachen. Jesus hat zu verhältnismäßig wenigen Menschen gesprochen, der Auferstandene ist nur wenigen Menschen erschienen. Und trotz der Ausbreitung des Christentums hat diese Kunde bisher nur wenige Menschen so verwandelt, dass sie selbst von innen her zu leuchten begonnen haben wie Jesus selbst.

{374} Die Einsicht, dass ich es mit einer geheimen Kunde zu tun bekomme, hat Folgen für meinen Umgang mit dieser Botschaft, wenn sie mich erreicht. Sie eignet sich nicht dazu, als Beweisinstrument gegen andere verwendet zu werden. Sie wendet sich zunächst an mich, mich ganz allein.

{375} Die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenland gibt ein Beispiel für den Umgang mit der geheimen Kunde. Eine ungewöhnliche Erscheinung am Himmel hatte sie so berührt, dass sie sich auf den Weg machten, um zu erfahren, ob sich ihre Ahnung bestätigen

werde. Dazu mussten sie bei Herodes in Jerusalem nachfragen. Dann aber leitete sie doch der Stern nach Betlehem, wo sie das Kind fanden. Im Traum wurde ihnen nun geboten, nicht zu Herodes zurückzukehren, wie er ihnen aufgetragen hatte, sondern einen anderen Weg zu nehmen. Die Konfrontation mit der herrschenden Meinung, hier vertreten durch Herodes, ist nicht die erste Folge für mich aus der Epiphanie Gottes. Die Weisen und auf jeden Fall das Kind hätten es nicht überlebt, wären sie zu Herodes zurückgekehrt. Stattdessen gingen sie einen anderen Weg und nahmen im Herzen mit, was sie in Betlehem gesehen hatten. Es war für sie gewiss nicht leicht, in einem fremden Land einen anderen Weg zu finden. Aber sie folgten der Weisung des Traums und wurden dadurch zu Beschützern des Kindes.

{376} Der andere Weg ist ein Weg, den ich zunächst für mich allein suchen und gehen muss. Und ich erfahre auf diesem anderen Weg, was es für mich bedeutet, eine geheime Kunde von Gott in mir zu tragen. Dieses Geheimnis zeigt mir womöglich Wege, die ich vorher nicht kannte, und öffnet mir Türen, wo ich vorher nur undurchdringliche Wände sah.

{377} »Noch manche Nacht wird fallen
auf Menschenleid und Schuld.

Doch wandert nun mit allen
der Stern der Gotteshuld.

Beglänzt von seinem Lichte,
hält euch kein Dunkel mehr.

Von Gottes Angesichte
kam euch die Rettung her.« (Anm. 48)

Ich dankte allen, dass sie meiner Einladung so bereitwillig gefolgt waren und mir geholfen hatten, ein Weihnachtsfest nach meinem Wunschtraum zu gestalten.

»Wahrhaftig, das Geheimnis unseres Glaubens ist groß:

Christus wurde offenbar im Fleisch,

gerechtfertigt durch den Geist,

geschaut von den Engeln,

verkündet den Völkern,

geglaubt im Kosmos,

aufgenommen in den Glanz Gottes« (1. Timotheus 3,16).

Anmerkungen

1 Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, dritter Band, Frankfurt 1959, S. 1628.

2 EKG 21,6

3 Vgl. Paul Schwarzenau, Das göttliche Kind. Der Mythos vom Neubeginn, Stuttgart 1984.

4 Jörg Zink, Zwölf Nächte, Stuttgart 1965.

5 Zitiert nach A. N. Amman, Wotan in uns. Die Kraft germanischer Mythologie, aus: Protokolldienst 23/83 der Evangelischen Akademie Bad Boll.

6 Jörg Zink, Zwölf Nächte, Stuttgart 1965.

7 Das Gilgameschepos, Stuttgart 1958.

8 Ebenda.

9 Zitiert nach Hugo Rahner, Das christliche Mysterium der Sonne, aus: Die Sonne. Licht und Leben, Edita - Lausanne 1975.

10 Gilgameschepos, Stuttgart 1958.

11 Ebenda.

- 12 Rudolf Borchardt, aus: Der Mensch und die Blume, in: Gesammelte Werke in Einzelbänden, Der leidenschaftliche Gärtner, hrsg. von Marie Luise Borchardt unter Mitarbeit von Ernst Zinn und Ulrich Ott. Stuttgart 1968, S. 194 ff. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Klett-Cotta.
- 13 Ricarda Huch, Zwei Gärten, aus: Gesammelte Werke, Bd. 11, hrsg. von Wilhelm Emrich. © 1974 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln.
- 14 Antike Geisteswelt II, hrsg. von Walter Rüegg, München 1967, S.86.
- 15 Ovid, Metamorphosen 1, S. 85 ff.
- 16 Friedrich Schnack, Traum vom Paradies. Eine Kulturgeschichte des Gartens, Hamburg 1962, S. 25.
- 17 Klaus Michael Meyer-Abich, Ausschnitte aus: Umkehr zum Leben in der Technik, Deutscher Evangelischer Kirchentag 1983 Dokumente, Stuttgart 1983.
- 18 Rudolf Borchardt, vgl. Anmerkung 12.
- 19 Hugo von Hofmannsthal, aus: Gärten, in: Ausgewählte Werke in zwei Bänden, hrsg. von Rudolf Hirsch, zweiter Band, © 1957 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main.
- 20 Max Herrmann-Neisse, aus: Gesamtwerk, © by Albert Langen Georg Müller Verlag in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH München.
- 21 EKG 28,3.
- 22 Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann.
- 23 Vgl. Angela Waiblinger, Große Mutter und göttliches Kind, Zürich 1986.
- 24 Zitiert nach Paul Schwarzenau, Das göttliche Kind, Stuttgart 1984.
- 25 Zitiert nach Paul Schwarzenau, Das göttliche Kind.
- 26 Zitiert nach Paul Schwarzenau, Das göttliche Kind.
- 27 EKG 32,1 und 5.
- 28 EKG 21,2 und 3.
- 29 EKG 21,4 und 5.
- 30 Vgl. Paul Watzlawik/John H. Weakland / Richard Risch, Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels, Bern / Stuttgart/Wien 1974, S. 131.
- 31 Elsa Sophia von Kamphoevener, Die Freiheit des Bergfalken, aus: Anatolische Hirtenerzählungen, © by Albert Langen Georg Müller Verlag in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH München.
- 32 Anonym, aus: Die Blumen des Blinden. Kurze Geschichten zum Nachdenken, hrsg. von Lore Graf, Ulrich Kabitz, Martin Lienhard und Reinhard Pertsch, Chr. Kaiser Verlag, München 1983, Nr. 146.
- 33 Claus Westermann, Gottes Engel brauchen keine Flügel, Stuttgart 1978.
- 34 Peter Lamborn Wilson, Engel, Stuttgart/Berlin/Köln/ Mainz 1981.
- 35 Dr. med. H. C. Moolenburgh, Engel als Beschützer und Helfer des Menschen, 3. Auflage 1988, Verlag Hermann Bauer KG, Freiburg.
- 36 Zitiert nach Peter Lamborn Wilson, vgl. Anm. 34.
- 37 Vgl. Gerhard Kroll, Auf den Spuren Jesu, Leipzig 1973, S. 83 ff.
- 38 Zitiert nach Geo Widengren, die Religionen Irans, Stuttgart 1965.
- 39 Vgl. Paul Schwarzenau, Das göttliche Kind.
- 40 Zitiert nach Paul Schwarzenau, Das göttliche Kind.
- 41 Michael Ende, Das Schnurpsenbuch, illustriert von Rolf Rettich, K. Thienemanns Verlag, Stuttgart 1979.
- 42 Ulrich Mann, Theogonische Tage. Die Entwicklungsphasen des Gottesbewusstseins in der altorientalischen und biblischen Religion, Stuttgart 1970, S. 244 f.

- 43 Elsa Sophia von Kamphoevener, Die Freiheit des Bergfalken, aus: Anatolische Hirtenerzählungen, Hamburg / München 1960.
- 44 Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann.
- 45 Martin Buber, aus: Die Erzählungen der Chassidim, Manesse Verlag, Zürich 1949, S.545.
- 46 Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim, S. 383.
- 47 Dr. Eugen Roth Erben, München.
- 48 EKG 14,4.